

20 JAHRE DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE
BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

2,50€

davon **1,25€**
für den die
Verkäufer_in

Registrierte
Verkäufer_innen
tragen sichtbar einen
Augustin-Ausweis

www.augustin.or.at

NUMMER 387 1. 4. – 14. 4. 2015



**Hansi Lang wäre
heuer sechzig**

**Für immer
keine Angst** Seite 28

**Brigittenauser Träume
Die Faszination des
syrischen Kriegs** Seite 6

**Der Formularwahnsinn
So werden kleine Kultur-
vereine sekkiert** Seite 24

Lichtblicke

Aus dem INHALT

Mit der vorliegenden Ausgabe könnte man meinen, die Vereinten Nationen hätten den Augustin gesponsert oder gar unterwandert, denn auffällig viele Beiträge drehen sich in konkreter oder metaphorischer Weise um das Licht. Wir schreiben nämlich das Jahr 2015 – das «Internationale Jahr des Lichts», das von den Vereinten Nationen ausgerufen wurde (neben dem «Internationalen Jahr der Böden»).

Viel Licht in der Vorstadt, genauer in Dornbach entdeckte Wenzel Müller (S. 20–21) bei den abendlichen Heimspielen des Wiener Sportklubs. Obwohl die Fluchtlichtanlage nicht den internationalen Vorgaben entspricht, schafft sie es trotzdem, rund ums Stadion aus dem Abend einen Tag zu machen. (Und wehe den Anrainer_innen würde der Sportklub in Dornbach im Europacup antreten!)

Zwei neue Serien, wobei eine brandneu ist und die andere nun in zweiter Folge erscheint, sind dermaßen erhellend, dass das Ganze eine einzige Person – vielleicht mit Ausnahme von Thomas Pynchon – nicht bewerkstelligen könnte. Vorgeschichte: Die Serie über Raiffeisen ist bekanntlich ausgelaufen. Sie brachte uns viel Lob und Anerkennung ein – danke für die vielen Leser_innenzuschriften! –, aber ein bisschen enttäuscht sind wir trotzdem, weil weder von Christian Konrad noch von Ludwig Scharinger Reaktionen gekommen sind (in der Pension

müssten sie doch Zeit fürs Leserbriefschreiben haben). Auch ihre Anwält_innen haben (bis dato) nichts von sich hören oder sehen lassen. Die Raika-Nachfolgerin «Wiener Wirtschaft» behandelt in der zweiten Folge (S. 11) den Bericht des Rechnungshofes von Ende Februar über die Finanzgebarung der Gemeinde Wien – und so viel kann bereits an dieser Stelle verraten werden: Der Rechnungshofbericht ist vernichtend!

Weder von Christian Konrad noch von Ludwig Scharinger sind Reaktionen gekommen

Die brandneue Serie hat im «dichter innen» ihren Platz gefunden: «Hella Osten. Über

Frauen und Feminismus», wobei «hella» im Sinne von hell, «hella», am hellsten zu verstehen ist. Das dahinter fungierende Autor_innenkollektiv stellt junge Frauen, junge Flüchtlinge, also junge Menschen aus dem sogenannten Osten ins Rampenlicht und startet mit einem sehr prosaisch verfassten Porträt der Rapperin und Kunststudentin Esra Özmen (S. 36–37).

Mit jungen Menschen beschäftigt sich auch der Streetworker Fabian Reicher, den Kerstin Kellermann in der Brigittenau besuchte, um zu erfahren, ob Kids der Kriegsromantik anheimgefallen sind oder ob eh noch alles im grünen Bereich ist (S. 6–7). Zur roten Seite der Stadt Wien zählt die MA7, die Kulturabteilung, die durch besonders undurchsichtige Antragsformulare am besten Wege ist, berühmt und berüchtigt zu werden. El Awadalla, selbst Kulturveranstalterin und somit Leidgeprüfte, fragte sich, ob sie einfach zu blöd fürs Ausfüllen sei oder es anderen Veranstalter_innen von kleinen Kulturvereinen und -initiativen ähnlich ergehen würde. Fazit: Die Kulturabteilung müsste in «Kleinkulturverhinderungsabteilung» umbenannt werden (S. 24–25).

Abschließend noch ein ermutigender Ausblick auf das nächste Jahr, das kann nämlich dadaistisch werden: 2016 wird das «Internationale Jahr der Kamele» und das «Internationale Jahr der Hülsenfrüchte» ausgerufen.

Reinhold Schachner



5

Als Einstieg zwei Mal Jelinek. Christine Ehardt. An ihrer Leidenschaft für Radiokultur und Hörfunk profitiert auch der Augustin



9

«Wir übernehmen!» Argentinien und seine Fabriken: Wenn die Chefetage sich verabschiedet



16

Steine statt Blumen. Der jüdische Friedhof in der Seegasse wird renoviert. Wie rasch – das entscheidet das Geld



23

Iris Kaltenegger – Lokalmatadorin. Ihr Open-House-Projekt ist ein Angebot, Wien «von innen» zu entdecken



26

Euch die Siege, uns die Gräber. Heinz R. Ungers erneuerte «Proletenpassion» als Publikumsmagnet



32

Doris Schimankos Warnungen. Der «wahre Vater» an der Macht. Aus der utopischen Novelle «Zeiten»

Die Kraft der Zusammenarbeit

In einem Raum befinden sich fünfzig Luftballons. Auf jedem Ballon steht ein Name. Die Namen gehören zu fünfzig Teilnehmer_innen eines Seminars. Die Tür zum Zimmer geht auf. Alle fünfzig Personen sollen ihren Luftballon mit Namen finden. Alle stürzen sich auf die Ballons, lesen, suchen, lassen aus – ein riesiges Durcheinander entsteht, Ballons gehen kaputt, fast niemand hat seinen Namen gefunden.

«Nur Konkurrenz bringt uns weiter», heißt es. «Jeder soll auf sich schauen, dass er weiterkommt.» «Ich hab nichts zu verschenken.»

Puzzle heißt auf Englisch Jigsaw. Das Jigsaw-Experiment suchte sich ein konfliktreiches Feld: Feindschaften in der Schule zwischen Kindern verschiedenster Herkunft. Und das Experiment ging so: Schüler_innen wurden in verschiedene Lerngruppen geschickt, bestehend aus jeweils sechs Personen. Was es zu lernen galt, wurde in sechs Abschnitte unterteilt, von denen jeder und jede einen übernahm. Jede Schüler_in lernte nun ihren Teil und versuchte ihn den anderen beizubringen. Wie ein Puzzle müssen die Teile zusammengefügt werden, damit ein Gesamtbild entsteht. Von einer Geschichte oder einer Chemie-Aufgabe gab es nun sechs Teile, die vermittelt gehörten. In dem von Konkurrenz geprägten Klassenzimmer geht es allein darum, dem Lehrenden zu zeigen, wie klug man ist. Man braucht den Mitschüler_innen auch nicht viel Aufmerksamkeit schenken. In der Jigsaw-Klasse müssen sie einander jedoch zuhören, um etwas zu lernen. Peter

muss auf Maria und auch auf Gülden genau achten, um die für ihn wichtigen Informationen zu bekommen. Wenn Haki im traditionellen Unterricht aus Angst und Unbehagen Schwierigkeiten hat, etwas vorzutragen, können ihn die anderen leicht ignorieren – und sogar demütigen, beschämen. Hat Haki jedoch in der Jigsaw-Klasse diese Probleme, liegt es im Interesse seiner Mitschüler_innen, geduldig zu sein, ihn zu ermutigen und zu helfen, damit er sein Wissen preisgibt.

Die Ergebnisse waren beeindruckend: Verglichen mit Schüler_innen in traditionellen Klassen war bei den Kindern der Jigsaw-Gruppe eine Abnahme von Ablehnung und eine Zunahme von Sympathie für die Mitglieder ihrer Arbeitsgruppe – unabhängig von deren ethnischen Herkunft – festzustellen. Schüler_innen der Jigsaw-Gruppe schnitten auch besser bei den Prüfungen ab, und ihr Selbstwert war höher.

Kooperation wirkt. Zahlreiche Ergebnisse aus Wissenschaft und Forschung zeigen uns, dass Vertrauen eine starke Währung ist und Zusammenarbeit massive Kräfte entwickelt.

Der Versuch mit den Luftballons hat einen zweiten Durchgang. Die Tür geht wieder auf. Jeder soll nun den ihm am nächsten gelegenen Luftballon in die Hand nehmen, den Namen darauf lesen und die dazugehörige Person finden. Mit munteren Fragen auf Augenhöhe sprechen die Leute einander an. Innerhalb einer Minute stehen alle mit ihrem «richtigen» Ballon im Raum.

Martin Schenk

GUSTL

Die Gartensaison ist eröffnet! ...

Allerdings nehmen nur die wenigsten StadtbewohnerInnen einen Garten Ihr Eigen!

Parum...

Vorschlag N°1

Legen Sie einen mobilen Kleinstgarten an. Das können Sie praktisch überall und dazu brauchen Sie nur:

- 1 Joghurtbecher
- + 1 handvoll Erde
- + Grünzeug nach Wahl

Vorschlag N°2

Betätigen Sie sich in Guerilla Gardening



Viva la Revolution verde!

Sowas nenn' ich a vernünftige Form der Parkraumbewirtschaftung!

Paradieser: Zucchini, Gurken, Hanf...

Vorschlag N°3

Nehmen Sie doch einfach ein Stück Parkraum in Pflege!



Unerwünschter Staatszwang

Betrifft: Herr Groll auf Reisen, Nr. 385

Liebe Augustin-Redaktion, meine Wertschätzung des Augustin als Zeitschrift und Projekt hält nun schon 20 Jahre. Die Ausführungen im letzten Heft von Erwin Riess halte ich allerdings für unannehmbar. Nicht nur wird ein sehr schwieriges und komplexes Thema wie die Legalisierung der Beihilfe zum Suizid oberflächlich verurteilt, auf die Problematik nur verkürzt eingegangen, sondern es wird auch in einer Anmerkung behauptet, dass in Holland Behinderte ermordet werden. Ich möchte, wenn ich selbst nicht in der Lage bin, meinem Leben aus nachvollziehbar schwerwiegenden Gründen ein Ende zu setzen, vom Staat nicht gezwungen werden, weiterzuleben, und ich denke, viele Menschen, die nicht an das von Gott gegebene Leben glauben, sehen das so.

Wenn im Augustin schon dieses Thema angesprochen wird, dann in einer verantwortlicheren Weise.

Mit freundlichen Grüßen

Eva Cyba

Es scheint der Gegencheck zu fehlen

Betrifft: Regenwäldlerisches Know-how, Nr. 385

Lieber Augustin, zuerst möchte ich sagen, dass ich einerseits das Prinzip eurer Zeitung, andererseits die Zeitung selbst sehr schätze. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich «meinem» Augustinverkäufer helfen kann und gleichzeitig eine interessante Lektüre gekauft habe. Vor allem schätze ich es, wenn Sie wie bei der Raiffeisen-Serie Themen aufgreifen, die andere Medien nicht behandeln. Ich bin darum schon jetzt sehr gespannt auf die «Wiener Wirtschaft»!

Der Artikel über Roland Spendingwimmer in Ausgabe 385 hat mir jedoch sauer aufgestoßen. Mir scheint, dass hier auf jeglichen Gegencheck der Selbstdarstellung von Roland Spendingwimmer und seinen Projekten verzichtet wurde. Der Einfachheit halber möchte ich hier die wichtigsten falsch dargestellten Fakten aufzählen:

– «Die einzelnen Familien bebauen ihr eigenes Land ...» – Tatsächlich gehört keiner Familie Land, dieses ist im Eigentum der europäischen Kooperative Longo Mai. Da Roland Spendingwimmer der Verwalter ist, stehen alle Familien in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm.

– «... und können sich so ihren Lebensunterhalt vor allem durch den Verkauf von Kaffee, Zuckerrohr [...] selbst verdienen.» – Der Großteil des Landes wird von Rolands Sohn verwaltet und bewirtschaftet. Die BewohnerInnen können also für den lokal üblichen

Stundenlohn für Rolands Familie arbeiten, wobei der Großteil des Gewinns bei dieser bleibt.

– «Es wird wie selbstverständlich biologisch Landwirtschaft praktiziert.» – Kunstdünger und Pestizide sind in Costa Rica sehr wohl bekannt und verfügbar, und sie werden landesweit in erheblichem Umfang eingesetzt. Longo Mai ist hier keine Ausnahme.

Nichtsdestotrotz muss gesagt werden, dass das Alternativtourismusprojekt in Longo Mai prinzipiell funktioniert. Auch ich habe in meiner Zeit dort viele wertvolle Erfahrungen und Erkenntnisse mitnehmen können. Es geht mir nicht darum zu sagen, dass Roland Spendingwimmer ein schlechter, ausbeuterischer Mensch sei. Doch möchte ich – insbesondere bei einem Artikel in meinem geschätzten Augustin – um eine differenzierte und kritische Auseinandersetzung bitten, bei der man sich nicht zu schade ist, auch Zweit- und Drittmeinungen einzuholen.

Mit freundlichen Grüßen

Wolfgang Kiselka

«Ungebremst dem Abgrund zu»

Betrifft: eingSCHENKt, Nr. 386

Bei den Beispielen von Martin Schenk zu «Krank und vor dem Nichts» ist mir seelisch schlecht geworden, und ich stimme zu: So kann es nicht weitergehen. Mich wundert schon seit vielen Jahren, dass sich die Menschen das alles gefallen lassen, weiter die üblichen Parteien wählen und mit ihrem täglichen Verhalten den Kapitalismus, dieses zerstörerische Geschwür, nicht nur am Leben halten, sondern auch kräftig unterstützen. Na dann rasen wir eben weiter ungebremst dem Abgrund zu – viel Spaß beim Fallen.

Mit freundlichen Grüßen

Resi Pfister

Christine Ehardt

Als Einstieg zwei Mal Jelinek

Ein Artikel im Augustin hat meine Studienauswahl entscheidend beeinflusst – übrigens, es muss im Gründungsjahr des Augustin gewesen sein. Damals wurde über ein Theaterpädagogikprojekt mit Frauen in Haft berichtet. Ich wollte auch so etwas machen und habe daher Theaterwissenschaft und Pädagogik inskribiert, merkte aber bald, dass dieses Studium mich wohl nicht automatisch zur Theaterpädagogin machen wird. Später konnte ich aber mal einen Radio-Workshop in der Frauenabteilung eines Gefängnisses leiten, da ich bei Radio Orange mitgearbeitet habe.

Mit Radio beschäftige ich mich intensiv, aber nicht mehr als Praktikerin, sondern nur noch als Theoretikerin. Ich arbeite an einer Dissertation mit dem Titel «Radiobilder. Zur Kulturgeschichte des Radios in Österreich». Darin geht es einerseits um den Rundfunk als Institution, andererseits um das Radiohören. Eine meine Thesen lautet, dass sich mit Ende des 19. Jahrhunderts die kulturelle Praktik des technisch vermittelnden Hörens herausbildet, die als Grundbedingung für den Erfolg des Radios gilt. Am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft bin ich Lektorin und halte Lehrveranstaltungen zu den Themenkreisen Sound und Performance ab. Weitere Verbindungen zur Uni habe ich übers Kinderbüro der Universität Wien, da betreue ich das Wissenschaftsmagazin für Kinder «Kix!». Außerdem arbeite ich zurzeit in einem Forschungsprojekt des Elfriede-Jelinek-Forschungszentrums zu «Ökonomie und Gender Künstlerische Reflexionen von Frauen in Österreich von 1968 bis heute».

Apropos Jelinek, mein erster Beitrag für den Augustin war eine Besprechung des Stückes «Bambiland» in der Inszenierung des Theatercombinats. Und mein erster Hör-Tipp, den ich für die Augustin-Rubrik «Ohrwurm» geschrieben habe, hatte – eher zufällig – auch mit Jelinek zu tun; er betraf nämlich die vom Bayerischen Rundfunk produzierte Hörspielfassung des Romans «Neid». Kurz gefasst, es ist für mich super, für Augustin-Leser_innen Radio-Tipps abgeben zu können, denn Radiokultur und Hörkunst ist mein zentrales Forschungsgebiet.

Was ich gerne in meiner Freizeit mache? Konzeptionelle Ausflüge. Früher waren es Tagesausflüge. Ich habe mich in Wien in eine S-Bahn gesetzt und bin bis zur Endstation gefahren, wie z. B. nach Walkersdorf, Retz oder Břeclav. Dort



FOTO: CAROLINA FRANK

flianierte ich herum und bin am Abend wieder zurückgefahren. Neuerdings habe ich das Konzept aber verändert und ausgedehnt. Ich mache nun Wochenendausflüge zu Orten, die über 20.000 Einwohner_innen haben und in zweieinhalb Stunden von Wien aus mit dem Auto erreichbar sind. Scheint, als würde ich ein bisschen verrückt sein, aber ich nehme diese Kriterien nicht allzu ernst. Und eine neue Idee habe ich auch schon wieder: Ich würde gerne meine These, dass sich in jeder Gemeinde des Mühlviertels mindestens ein Wirtshaus befindet, überprüfen.

Mit Radio beschäftige ich mich intensiv, aber nicht mehr als Praktikerin, sondern nur noch als Theoretikerin



Ich bin AUGUSTIN-Liebhaber_in, weil ...

... wir damit einen kleinen Solidaritätsbeitrag für eure Verkäufer_innen leisten können, und vor allem, weil der AUGUSTIN eine interessante und gute Zeitung ist.

Uschi und Schani Margulies



<http://www.facebook.com/augustin.boulevardzeitung>

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen.

Wir bedanken uns bei allen Spender_innen und den 333 Liebhaber_innen, die dieses Projekt unterstützen.

Kontaktanbahnung

Herausgeber und Medieninhaber:

Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der
Straßenzeitung Augustin.
Vereinsitz: 1050 Wien,
Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
Updating: Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner,
Riki Parzer, David Rohrmoser, Sarah
Scalet
1050 Wien, Reinprechtsdorfer
Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:

Karl Berger, Lisa Bolyos (L.B., DW: 16),
Jenny Legenstein (J.L., DW: 12), Evi Rohm-
moser (DW: 10), Reinhold Schachner
(reisch, DW: 13), Robert Sommer (R. S.,
DW: 11)
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

Mitarbeiter_innen dieser Ausgabe:

COVER: Mario Lang
FOTOS: Carolina Frank, Florian Fusco,
Maria Gornikiewicz, Doris Kittler, Mario
Lang, Wenzel Müller, Paul Sturm
ILLUSTRATIONEN: Karl Berger, Anton
Blitzstein, Thomas Kriebaum, Much, Car-
la Müller, Hella Osten, Richard Schu-
berth, Magdalena Steiner

TEXT: El Awadalla, Martin Birkner, Chris- tian Bunke, Bärbel Danneberg, Thomas Eberhart, Hubert Christian Ehalt, Christi- ne Ehardt, Mehmet Emir, Hannes Gaisber- ger, Maria Gornikiewicz, Gottfried, Kon- stantin Kaiser, Kerstin Kellermann, Doris Kittler, Rainer Krispel, Mario Lang, Uwe Mauch, Wenzel Müller, Hella Osten, Erwin Riess, Klaudia Rottenschlager, Martin Schenk, Dora Schimanko, Karl Weidinger. LEKTORAT: Richard Schubert

Strawzanzer_in:
Verantwortlich: Claudia Poppe
1050, Reinprechtsdorfer Str. 31
strawzanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin:

Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer
Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin:

Verantwortlich: Christina Steinle
1050, Reinprechtsdorfer Str. 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at

Inserate:

Tel.: 0 650 660 30 19
inserate@augustin.or.at

Druck:

Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:

AUGUSTIN: Die nächste Nummer
erscheint am 15. April
Auflage dieser Nummer: 25.000

Mitglied des International
Network of Street Papers

Abo-Tel.: (01) 587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo

Bankverbindungen BAWAG: iban AT97 1400 0050 1066 6211, bic: bawaatww
PSK: iban: AT80 6000 0000 9205 1517, bic: OPSKATWW

Kids aus der Brigittenau – und die Faszination des «Kalifats»

Die Söhne der «Kriegshelden»

Von seinen Schützlingen ist noch keiner aus der Brigittenau ins syrische IS-«Kalifat» ausgereist, aber mit ausgeprägter Kriegsromantik von Kids muss sich der Sozialarbeiter Fabian Reicher sehr wohl auseinandersetzen. Reicher in einem Gespräch, das Kerstin Kellermann für den Augustin mit ihm führte: «Wenn wer nur auf die islamistische Ideologie steht, heißt es nicht automatisch, dass er in den Krieg zieht.»

Muss man sich die Wiener Brigittenau jetzt ähnlich wie die Banlieue von Marseille vorstellen?

Nein, die Brigittenau ist keine Wiener Banlieue. Im Bezirk leben – bei aller sozialer Durchmischung – viele ökonomisch benachteiligte Menschen, er ist aber vom öffentlichen Raum her vielfältig, liegt zentral und hat trotzdem viele Grünflächen. Wir arbeiten hier mit ungefähr 500 Jugendlichen. Diejenigen, die mit Ideologien à la «Islamischer Staat» sympathisieren, machen hiervon eine sehr geringe Anzahl aus. Wirklich Richtung Syrien ausgereist sind hauptsächlich Menschen zwischen zwanzig und dreißig Jahren. Trotzdem wird die IS-Faszination zum Jugendthema gemacht, und das ist falsch aus meiner Sicht. Wir machen großteils aufsuchende Streetwork im Bezirk. Mit unseren Indoorangeboten haben wir ein Setting geschaffen, in dem alles gesagt werden darf, ohne dass es eine Sanktion gibt. Die einzige Sanktion ist, dass wir mit ihnen darüber reden. In diesem Raum müssen Jugendliche keine Angst haben, Themen anzusprechen. Deswegen kommen auch viele aus anderen Bezirken zu uns. Wir arbeiten mit dem Prinzip der Anonymität, und in sehr vielen Fällen kenne ich nur einen Spitznamen. Aber es gibt natürlich eine Vielzahl von Migrations-Hintergründen, es ist so ziemlich alles dabei.

Die Kids sind ja zum Teil in Österreich geboren, aber die Eltern sind Flüchtlinge.

Hast du den Eindruck, dass die Eltern mit ihren Kindern über ihre Kriegserfahrungen geredet haben?

Nein, das glaube ich nicht. In Österreich ist allgemein in diesem Zusammenhang viel versäumt worden, auch wenn es Angebote gibt. Um ein Trauma zu verarbeiten, brauche ich einen gewissen Status und Stabilität – so lange das nicht passiert ist, kann ich mich damit noch nicht beschäftigen. Daraus resultiert, dass in den meisten Familien extrem wenig besprochen worden ist. Und wenn ja, dann sicher nicht reflexiv. Ich weiß von einigen Jugendlichen, dass ihre Väter gekämpft haben und teilweise «Helden» gewesen seien. Dass sie ihre Väter als Kriegshelden bezeichnen, das wissen wir von allen Hintergründen, sei es UÇK oder andere. Wenn überhaupt, dann wurde der Krieg in den Familien nur auf diese Weise reflektiert. Bring einmal einen männlichen Burschen in der Pubertät dazu, dass er freiwillig einmal die Woche zum Psychologen geht. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit (lacht). Wichtig wäre, dass Therapie vorher passiert – man weiß ja, woher die Leute kommen, und was die erlebt haben. So früh wie möglich. Jugendliche sind damit konfrontiert, was ihre Eltern erlebt haben, zum Beispiel bei Begleitungen zu Behörden oder zu Ämtern. Wenn die Mütter in psychologischer Behandlung sind, müssen in vielen Fällen die Kinder übersetzen. Und dann übersetzt du einmal, wie deine Mama vergewaltigt wurde. Aber solche Erlebnisse haben sehr viele.

Wirkt bei diesen Jugendlichen, die für den «Islamischen Staat» schwärmen – ich nenne sie Kriegs-Romantiker – etwas Unverarbeitetes von den Eltern nach?

Ich glaube, dass die Faszination Krieg in sehr vielen männlichen Biografien drinnen ist. Zusätzlich zu Traumatisierungen oder Sekundärtraumatisierungen. Ein Faktor ist, dass wir dank Internet und sozialen Medien auch Konflikte, die ganz weit weg sind, in unserem Wohnzimmer haben. Es gibt sogar Live-Streams von Kriegsgebieten. Propaganda kann ganz schnell verbreitet werden, und man kann sich den Krieg sehr schnell hereinholen. Es sind gerade sehr viele Kriege, Nigeria, Sudan, Uganda, Jemen, Libyen, Irak – es sind sehr viele Länder beteiligt. Viele Jugendliche identifizieren sich mit den Opfern und empfinden Ohnmacht. Sie suchen dann natürlich einen Feind und einen Schuldigen. Die Hauptthematik zum Syrien-Krieg bis vor einem Jahr war: Der Westen schaut zu. Assad vergewaltigt unsere Schwestern, tötet unsere Brüder, es passiert unfassbares Leid und keiner tut etwas. Es muss es doch irgendjemanden geben, der denen hilft. Man kann die Bilder jeden Tag sehen, nämlich unfassbare Grauslichkeiten, und keiner tut was. So arbeitet auch die Propaganda: «Den Muslimen geht es auf der ganzen Welt schlecht, darum brauchen sie einen eigenen Staat, deswegen komm zu uns, denn nur dort geht es den Muslimen gut. Euch geht es deswegen schlecht, weil ihr Muslime seid und der Westen Muslime hasst.» Kombiniert mit den



Foto: Florian Fusco

Ausgrenzungserfahrungen, die die Jugendlichen bei uns erleben, die seit «Nine Eleven» verstärkt passieren.

Wie gehst du konkret vor, wenn einer zu dir kommt und sagt, er möchte jetzt gerne nach Syrien und sich dort engagieren?

Wenn ein Jugendlicher zu mir sagt, Fabian, ich will nach Syrien, dann ist das für mich so, als wenn er sagt, Fabian, ich will nicht mehr leben, ich will mich umbringen. Im Endeffekt ist es nämlich nichts anderes, es ist eine Form des Selbstmordes, wenn ich mich bewusst in ein Gebiet begeben, in dem die Wahrscheinlichkeit, dass ich sterbe, sehr hoch ist. Das ist so ähnlich wie wenn ich mit 180 Sachen auf der Autobahn als Geisterfahrer unterwegs bin. Eine Form des erweiterten Selbstmordes. Und damit nimmt man dem Thema die Faszination. Dann schaue ich, ob das jetzt wie sehr oft eine jugendadäquate Provokation ist ...

Wie stellst du das fest?

Indem ich sage, bleib bitte da, ich will nicht, dass dir etwas passiert. Um den Jugendlichen zu zeigen, mir ist es nicht wurscht, wenn dir etwas passiert. Im übertragenen Sinn, wenn sich

ein Jugendlicher umbringen will, dann schaut man, dass man ihm zeigt, dass man ihn wertschätzt, gerne hat, und dann kommt man meistens eh schnell drauf, was der Jugendliche mit der Aussage eigentlich ausdrücken wollte.

Und wenn du das Gefühl hast, das ist keine Provokation, sondern der ist auf Destruktion bzw. Selbstdestruktion aus?

Dann schaue ich natürlich, dass ich ihn davon abhalte. Wie? Sehr unterschiedlich. Ich schaue, welche Bedürfnisse dahinter stecken und wie die anders erfüllt werden können. Ein Jugendlicher wurde hingelockt mit der Vorstellung, er könne Kranke versorgen, sich um die Kinder kümmern usw. – und als sehr sozialer Mensch wollte er anderen Menschen helfen. Ich sagte dann, was müssen wir jetzt machen, dass du hier bleibst. Was gibt es denn für Möglichkeiten, wie du in Österreich Menschen helfen kannst. Jedenfalls arbeiteten wir dann gemeinsam den Plan aus, wie er Flüchtlingen Nachhilfe geben könnte.

Anstelle eines großen Friedenszentrums, das man mit den Kids besuchen könnte und das eure sozialarbeiterische Arbeit

unterstützen könnte, steht in Wien sozusagen nur das Gegenteil davon zur Verfügung – das Kriegsmuseum im Arsenal, das vom Verteidigungsministerium geführt wird. Wie müsste so ein Zentrum aussehen, das deine Jugendlichen unterstützen könnte?

Ein Museum setzt schon einen großen Grad an Selbstreflexion voraus. Es müsste auf jeden Fall zum Osmanischen Reich nicht nur die Geschichte der Sieger geben, sondern auch die von einfachen Soldaten, Bauern, Arbeitern. Nicht nur die glorreichen Schlachten. Es kämpften damals Söldner auf beiden Seiten, wie jetzt in Syrien auch. Man müsste zeigen, wie Propaganda funktioniert. Die Generation kurz vor «Nine Eleven» hat den US-Drohnenkrieg als Rache wahrgenommen. Politische Aussagen, vor allem Kriegsführen aus humanitären Gründen, sind klassische Lügen für die, deswegen ist der Begriff «Demokratie» für viele «verbrannt». Es macht mehr Sinn, über den Begriff «Gerechtigkeit» und «Wie wollen wir gemeinsam leben» zu reden. Eigentlich bräuchte man ein aktuelles Anti-Kriegsmuseum, in dem auch zeitgenössische Kriege in anderen Ländern behandelt werden. ◀

«Nach Syrien aufzubrechen ist eine Form des Selbstmordes», meint Sozialarbeiter Fabian Reicher



Unser Gesprächspartner vertritt «Back Bone – mobile Jugendarbeit 20» – eine Einrichtung der offenen Wiener Kinder- und Jugendarbeit, die über Streetwork mit den Jugendlichen in Beziehung tritt. Ziel ist es, die Lebenssituation der Jugendlichen nachhaltig zu verbessern.

Die Religion der Hochgeschwindigkeit und ihre Opfer

Vibrationen überm Wildschweintunnel

Der Meidlinger Pensionist Leopold Schimpf hat Schlafprobleme. Nachts vibrieren die Vitrinen seiner Wohnzimmerschränke, und er hört Zuggeräusche. Er wohnt über dem sogenannten Lainzer Tunnel, der seit einiger Zeit für Güterverkehr und Hochgeschwindigkeitszüge in Richtung Westen geöffnet wurde. Christian Bunke lädt zu einer kritischen Sicht auf das Großprojekt ein.

«Ich weiß, es gab früher Leute, die sich gegen diesen Tunnel gewehrt haben. Das hat mich damals aber nicht so interessiert», meint er etwas reumütig. Er hat einen mittlerweile über ein Jahr andauernden Schriftverkehr mit verschiedenen Stellen bei den ÖBB. Wenn er nicht gerade wieder an eine andere Stelle verwiesen wird, sagt man ihm, die Lärmesswerte im Tunnel würden den Vorgaben entsprechen und er könne gar keine Züge hören. Vibrationen dürfe es auch keine geben.

Einer, der damals dabei war, hält das aber durchaus für möglich. Es ist Richard Kuchar, ein Diplomingenieur, der auf Schiffbau spezialisiert ist. «Vibrationen sind wirklich nur sehr schwer in den Griff zu bekommen», meint er. Kuchar gehörte zum harten Kern einer Bürger_inneninitiative, die gegen den Bau des Lainzer Tunnels angekämpft hatte.

Unter anderem war ihm auch ein Dorn im Auge, dass es sich bei diesem auch gerne als Wildschweintunnel bezeichneten Bauwerk um eine einröhrige Struktur handelt. Das hält er bis heute für ein Sicherheitsrisiko, auch weil der Tunnel sowohl für Güter- als auch Personenverkehr verwendet wird. Doch von den ÖBB beauftragte Expert_innen halten bis heute einen zweiröhrigen Tunnel für unnötig.



Der Lainzer Tunnel im Abschnitt Altmanndorfer Straße

Hochgeschwindigkeitsbahnen erfüllen Bedürfnisse Wohlhabender

Der Lainzer Tunnel hängt eng mit dem Wiener Hauptbahnhof zusammen. Und er ist Teil eines europäischen Großprojektes, das Wien unter anderem mit dem umstrittenen Bahnhofprojekt Stuttgart 21 in Deutschland verbindet. Sowohl Wien als auch Stuttgart liegen nämlich entlang der sogenannten «Magistrale für Europa».

Hinter diesem klangvollen Namen verbirgt sich ein Konglomerat diverser europäischer Großstädte sowie Industrie- und Handelskammern. Österreich ist neben Wien mit Salzburg und St. Pölten vertreten. Auch die Wirtschaftskammer Salzburg ist an Bord dieser Vision einer Hochgeschwindigkeitsstrecke zwischen Paris und Bratislava beziehungsweise Budapest.

Bei der Magistrale für Europa geht es um Hochgeschwindigkeit. Und vor allem deshalb wurde der Lainzer Tunnel gebaut. Durch ihn und den sogenannten Wienerwaldtunnel ist es für Züge möglich, Wien vom neuen Hauptbahnhof aus Richtung Westen mit einer Spitzengeschwindigkeit von 160 Km/h zu durchqueren. In St. Pölten ist man so schon in 25 Minuten. Außerdem kann man jetzt etwa mit dem ICE aus Richtung Frankfurt am Main direkt zum Wiener Flughafen fahren.

Die Magistrale ist ein Langzeitprojekt. Sie wurde schon 1984 im Rahmen eines Diskussionspapiers des European Round Tables (ERT) aus der Taufe gehoben. Der ERT ist eine Lobbyorganisation europäischer Industriekonzerne, die mit dem «Missing Links» betitelten Papier eine Vision von Fernverbindungen durch ganz Europa entwickelten. Diese Vision war nur mit diversen neuen Tunneln, Bahnhöfen, Gleisanlagen zu realisieren. Natürlich sorgte sich der ERT nur um den Fortschritt in Europa, die durch diese Investitionen zu erwartenden Gewinne für die beteiligten Konzerne sind quasi nur ein Nebeneffekt. Wer's glaubt ...

Zuerst die unzähligen Geschäfte, dann die Gleise

Tatsächlich handelt es sich hier auch um eine strategische Entscheidung, den europäischen Schienenverkehr nicht mehr am Bedarf der Bevölkerung auszurichten. So stellt der deutsche Verkehrsexperte

Winfried Wolf fest, dass es 1970 im EU-Raum noch ein Schienennetz mit einer Gesamtlänge von 246.000 Kilometern gab. 2010 waren es nur noch 212.000 Kilometer. In dieser Summe sind die bis dahin erbauten 6000 km Hochgeschwindigkeitsnetz mit berücksichtigt.

Auch in Österreich erleben wir dieses Phänomen. 2009 begannen die ÖBB ein Programm des systematischen Abschieds aus der Fläche. Eingespart wird vor allem im Nahverkehr. Dabei schätzt Wolf, dass gerade hier 90 Prozent aller Bahnfahrten stattfinden. Hochgeschwindigkeitsnetze erfüllen dem gegenüber eher die Bedürfnisse wohlhabender Schichten, etwa von Geschäftsreisenden. Deshalb sind die Anbindungen an Flughäfen auch so wichtig.

Noch etwas stellt Winfried Wolf fest, der übrigens auch in der Bewegung gegen Stuttgart 21 aktiv war. In seinem Buch «Verkehr-Umwelt-Klima» beschreibt er die Umwandlung großer Bahnhöfe von «Gleiswelten mit Geschäftsanschluss» in «Geschäftswelten mit Gleisanschluss». Zugreisende kennen das, man kann es auch im neuen Hauptbahnhof beobachten: Irgendwie muss man gefühlte Ewigkeiten zu Fuß zurücklegen, an unzähligen Geschäften vorbei, bis man irgendwann mal die Gleise sieht.

Jemand wie Leopold Schimpf hilft das alles weniger. «Auf den Infoveranstaltungen hat man uns damals gesagt, wir werden nichts merken. Ich merke aber auf jeden Fall etwas.» Für die Veteranen der damaligen Bürger_inneninitiative dürfte es nur ein schwacher Trost sein, dass sich manche Befürchtungen zu bewahrheiten scheinen.

«Manches haben wir ja doch erreicht», meint Norbert Brandl. «Die Innenschale des Tunnels ist jetzt feuerfester Beton. Das war vorher nicht so geplant.» Doch über den Brandschutz macht er sich immer noch Sorgen. «Im Notfall müssen die Menschen über weit voneinander entfernte Stiegen nach draußen. Vor allem für Menschen, die nicht körperlich fit sind, wird das ein Problem.»

Nicht alle Befürchtungen müssen sich bewahrheiten. Bei Brandschutzübungen in den vergangenen Monaten äußerten sich die Rettungsdienste zufrieden. Doch ein schaler Beigeschmack bleibt. ◀

«Wir übernehmen!» – Argentinien und seine Fabriken, jetzt auch in Wien

Die selbstverwalteten Nudeln

Jetzt ist die größte Krise Argentinien auch schon wieder fast fünfzehn Jahre her. Als Antwort darauf werden immer noch mehrere hundert Betriebe in Selbstverwaltung geführt. Für Linke ist diese Form der Arbeiter_innenbewegung nicht nur herzerwärmend, sondern auch Projektionsfläche mit Enttäuschungspotenzial. Juan Pablo Hudson hat sich fünf Jahre lang in der Pastaproduktion umgesehen, und Lisa Bolyos hat ihn gefragt, wie das war. Sein Buch «Wir übernehmen» stellt der Autor demnächst in Wien vor.

Juan Pablo Hudson macht militante Untersuchungen. Der Begriff will sagen, dass nicht nur untersuchend geschaut wird, wie – in diesem Fall – die Nudelfabrik in Rosario funktioniert, sondern dass die Untersuchung selbst in die Verhältnisse eingreifen möchte. Das Interesse der Forschenden ist es, die Arbeits- und Lebensverhältnisse, die sie betrachten, auch für die Betroffenen selbst sichtbar zu machen, und zur Reflexion – oder gar zum Widerstand – zu animieren. Klingt, als würde das allen Objektivitätsansprüchen klassischer Wissenschaft widersprechen? Richtig. Klingt aber auch, als würde man sich den Mund leicht ein bisschen voll nehmen. Und das trifft nicht immer auf Gegenliebe, bestätigt Juan Pablo Hudson, der sich ordentlich anstrengen musste, um in der Nudelfabrik Gehör zu finden. Nach monatelangen Gesprächen und Interviews dämmerte ihm nämlich, dass er gar nicht ernst genommen wurde. Dann fing er an, in der Fabrik zu arbeiten. Und erst als er den Arbeiter Lisandro als Freund gewann, kam er einen kleinen Schritt weiter, wurden ihm mehr als Allgemeinplätze über die große Frage der Selbstverwaltung in der Industrie präsentiert.

Wenn die Chefetage sich verabschiedet

Die argentinischen Selbstverwaltungen kamen nicht aus dem Nichts zustande. Sie können – in ganz Lateinamerika – auf eine lange Geschichte zurückgreifen und wurden so im Jahr 2001 mit dem Ende der Wirtschaft, wie wir sie kannten, zum massenhaft eingesetzten Selbsthilfsmittel einer vom Finale bedrohten Industrie. Spricht man in Österreich von «Selbstverwaltung» gern im



Juan Pablo Hudson: Wir übernehmen, Mandelbaum Verlag 2014, 16,90 Euro

Diskussionsveranstaltungen mit dem Autor:

14. 4., 18:30 Uhr, Universität Wien, NIG Hörsaal III, Universitätsstr. 7, 1010 Wien
15. 4., 19 Uhr, Boem, Koppstraße 26, 1160 Wien, gemeinsam mit einem Arbeiter der ehemaligen selbstverwalteten Fabrik «Jugoremedija» in Serbien

Zusammenhang besetzter Häuser, Kulturzentren und dem einen oder anderen kollektiv geführten Beisl, so sind es in Argentinien Betriebe von bis zu viertausend Arbeiter_innen in Branchen von Schwermetall bis Gastronomie, die spätestens ab den 2000er Jahren auf die Chefetage verzichteten. Freiwillig oder notgedrungen. Denn Selbstverwaltung bedeutet immer auch Mehraufwand – Verwaltungsarbeit eben. Und die Betriebe, von denen hier die Rede ist, haben sich – anders als es sich kleine Selbstverwaltungen im Bereich der autonomen Kulturarbeit zum Ziel setzen – nicht aus dem kapitalistischen Markt herausgezogen, sondern kämpfen unter geänderten Vorzeichen darum, auf ihm zu bestehen. Genau hier beginnen sich die linken Augenbrauen in die Höhe zu ziehen: Ist das dann überhaupt echte Selbstverwaltung?

Juan Pablo Hudson lebt in Rosario. Das ist eine kleine Stadt nördlich von Buenos Aires. Eine Stadt, die für ihren Gehversuch in der Mitsprache ihrer Einwohner_innen, den sogenannten «Bürgerhaushalt», bekannt ist. Teile des Stadtbudgets werden kommunal verhandelt, viele Fans der partizipativen Demokratie pilgern hierher, um zu schauen, wie das funktioniert, Diplomarbeitenschreiber_innen

aller Länder finden sich ein. Dem Blick von der Dachterrasse des Hauses, in dem Juan Pablo lebt, präsentiert sich Rosario als adrettes Städtchen, streng nach Klassenzugehörigkeit geteilt, zum Flussufer hin werden die Grundstücke teurer, in einer der Gässchen der Innenstadt wurde Ernesto Che Guevara geboren; mehr als eine kleine Tafel, einer Bushaltestelle gleich, erinnert überraschender Weise nicht an ihn.

Hudson arbeitet gemeinsam mit Kolleginnen schon lange im Bereich der militanten Untersuchung. Über Jahre haben sie junge Menschen in den Gefängnissen Rosarios besucht, um mit ihnen über die Gewalt zu sprechen, der sie während der Haftzeit ausgesetzt sind, und um Lösungen zu finden – individuelle und strukturelle. Das, sagt Juan Pablo Hudson, sei die härteste Zeit als Forscher gewesen. Man muss nämlich einsehen, dass man bei allem theoretischen Wissen eigentlich keine Ahnung gehabt hat, wie schlecht es den Jugendlichen in den Knästen geht. Er hat sich forschend der Schulbildung und ihrer Exklusivitäten gewidmet, und schließlich den betrieblichen Selbstverwaltungen, den «Empresas Recuperadas». Das Wort allein weist darauf hin, dass etwas «rekuperiert», zurückgeholt wird, was den Arbeiter_innen ohnehin zusteht. Wie das vonstattengeht und was man sich davon erwarten darf, darüber schreibt Hudson in Tagebucheinträgen, Analysen und Reportagen, und er schreibt – das hebt seinen von den hunderten anderen Berichten ab – mit einer offensiven Unsicherheit, die nicht bereit ist, jede Frage auch zu beantworten. ◀

Das berühmteste Kind der Stadt wird restauriert – Bildnis auf dem «Platz der Kooperation»



Der autonome Blick staunt – auch so kann Selbstverwaltung aussehen: Beisl im Busbahnhof von Rosario



Jahrgang 2001 – Augustin ist sieben

Gegen die «Oberen»

Braucht Augustin mehr Humor? War die «erste österreichische Boulevardzeitung» früher lustiger? Vielleicht. Mit dem Format «Briefe an Dr. Sommer» gab es jedenfalls über Jahre eine satirische Auseinandersetzung mit aktuellen politischen und gesellschaftlichen Themen auf hohem Niveau. Robert Sommer über Anfang und Ende der Serie und die Funktion von Satire im Augustin. Von Jenny Legenstein

«Interessant ist vielleicht, dass ich den Dr. Sommer nie gelesen habe», erzählt Robert Sommer. Denn «Bravo»-Leser war er keiner, trotzdem war ihm der Name des Sexualberaters im Teen-Magazin ein Begriff, und die «Briefe an Dr. Sommer» im Augustin waren natürlich eine Anspielung darauf. Die Folge war sozusagen eine Ad-hoc-Promotion: «Viele Leute haben mich dann als Dr. Sommer angesprochen.» Nahezu alle der fiktiven Anfragen meist prominenter Personen des öffentlichen Lebens und die Antworten darauf hat Robert selbst verfasst. Eine recht aufwändige Arbeit, denn um den Sprachduktus der Briefschreiber_innen möglichst authentisch nachzuahmen, musste er ziemlich viel «Originalliteratur» der betreffenden Leute lesen. Naturgemäß finden sich vorwiegend Politiker_innen wie zum Beispiel Helene Parik-Pablé, Michael Häupl und Jörg Haider unter den persiflierten Schreibenden, aber auch Journalist_innen (etwa Pressechefredakteur Andreas Unterberger und Marga Swoboda) sowie Persönlichkeiten aus Wirtschaft (z. B. Jenewein GF Günther Tengel), Sport (Hannes Kartnig u. a.) und Entertainment (DJ Ötzi ...).

Robert verrät: «Die Idee war eigentlich vom Titanic gestohlen. Da gab es eine Rubrik mit fingierten Briefen an den Herausgeber, wobei es völlig klar war, dass es satirisch war, während ich mich ja bemüht habe, so zu schreiben, dass Leute, die es lesen, nicht auf den ersten Blick draufkommen, dass es Satire ist. Man hätte sich vorstellen können, dass die betreffende Person tatsächlich so schreibt.» Die Promi-Schreib-Mimikri gelang offenbar so perfekt, dass selbst ein Medien-Profi wie der «Standard»-Kolumnist Günther Traxler einen vermeintlich echten Brief der damaligen Opernball-Organisatorin Elisabeth Gürtler im «Blattsalat» zitierte. In der Online-Community der lachsrosa Zeitung hagelte es Kritik auf die Opernball-Mutter, die anscheinend

gebeten hatte, «in Hinkunft davon Abstand zu nehmen, Ihren Opferball in den zeitlichen und inhaltlichen Zusammenhang mit unserem Opernball zu stellen». Die Augustin-Redaktion sah sich bemüßigt, klarzustellen, dass die Kolumne als Satire konzipiert sei und der Inhalt des Briefs frei erfunden. In seinem Antwortbrief bezeichnet «Dr. Sommer» den Opernball übrigens als «sekundäres Ereignis» und als «mißratene Kopie des Opferballs», es gäbe nur eine Rettung für den Opernball: «Augustin-KolporteurInnen übernehmen die Oper.»

Auch ein Margaretener FP-Bezirksrat namens H.-C. Strache konnte oder wollte den Witz der Sache nicht erkennen, als er sich als ein bei Dr. Sommer Rat-suchender fand. Er klagte den Augustin. «Sein Rechtsanwalt hat gemeint, es sei nicht eindeutig als Satire erkennbar. Es hat, glaube ich, mit einem Vergleich geendet», erinnert sich Robert. Das werfe die Frage auf, dass es sehr zweischneidig sei, Ironie zu verwenden, «weil du sofort eine Trennung hast von Leuten, die es verstehen, und denen, die es nicht verstehen, die sind in Gefahr, als Idioten hingestellt zu werden», relativiert der Augustin-Mitbegründer den Erfolg der Kolumne. Das war dann auch der Grund, sie nach ungefähr fünf Jahren einzustellen. «Warum ich aufgehört habe, war nicht, weil uns keine Themen mehr eingefallen wären, sondern weil wir ein bisschen schockiert waren, wie leicht man hereinfallen kann. Es so zu schreiben, dass es ganz leicht als Satire erkennbar ist, hat mir nicht getaugt, das war keine Herausforderung. Es hat nur dann einen Sinn, ironisch zu schreiben, wenn man diese Gratwanderung macht.»

Wichtig ist es Robert festzuhalten, dass sich Satire im Augustin immer gegen die «Oberen» richtet. Das sei auch der Unterschied etwa zu «Charlie Hebdo». «Ich teile deren Religionsfeindlichkeit. Aber

wenn ich als Westler Mohammed lächerlich mache, muss ich verdrängen, dass er ein Symbol unterprivilegierter Schichten ist. Das hat Tucholsky sicher nicht gemeint, als er sagte: Satire darf alles. Das wird oft zitiert. Außerdem hat er gesagt «darf» alles, nicht «muss» alles», erläutert Robert, und überhaupt: «Es ist eines der schwersten Geschäfte im Journalismus, gute Satire zu schreiben.»

2001 zahlen Frau und Herr Österreicher noch mit Schilling. Ein Augustin kostet 20 «Osen», dem/der Verkäufer_in bleibt ein Zehner. Was Ferdinand

Lacina von so einer Umsatzaufteilung hält, wissen wir leider nicht. Im Augustin-Interview zerpflückte der Ex-Finanzminister ein bisschen das «Nulldefizit» der blauschwarzen Regierung und redete Privatisierungen schön. Eine Fotostory von Barbara Krobath erinnert an das damals schon längst nicht mehr existierende «Hotel Banane», wo sich Obdachlose in einer aufgelassenen Lagerhalle im 2. Bezirk selbst eine Unterkunft schufen, bis Bagger Platz für Büroarchitektur machten. Auch das legendäre Männerheim in der Meldemannstraße ist mittlerweile Geschichte. Zwei Jahre vor dem endgültigen Aus der historischen Schlaf- und Wohnstatt im 20. brachte Augustin über die Institution eine Reportage, die bereits ein Nachruf war. Im Sinne des Slogans «Recht auf Stadt» und der Rückeroberung des öffentlichen Raums (vgl. auch Kollege Schachner in Ausgabe 386) erklärte die Augustin-Crew die Gestade des Wienflusses zum Stadtstrand, und Leserbriefschreiberin Isabelle Z. berichtet begeistert vom ersten Permanent Breakfast in Schwechat und fragt, wann es ein solches auf der Mariahilfer Straße geben wird. Wir freuen uns 14 Jahre später endlich einen Termin dafür gefunden zu haben: Am 21. 5. ab 10.30 Uhr gibt's ein Augustin-Breakfast auf der MaHü.



Scharfe Kritik des Rechnungshofs an der Stadtregerung Verbirg uns unsere Schuld

Der Rechnungshof hat die Gemeinde Wien geprüft – mit einem katastrophalen Ergebnis: Schulden in dreistelliger Millionenhöhe wurden «versteckt», die Finanzgebarung der Stadt ist intransparent und weitgehend unkontrolliert. Derweilen schreibt die gemeinnützige Gesiba fette Gewinne ...

Der Rechnungshof (RH) hat Ende Februar seinen Bericht über die Finanzgebarung der Gemeinde Wien veröffentlicht – und kommt zu einem vernichtenden Urteil: Nicht nur die Verbindlichkeiten der Kommune sind drastisch gestiegen, große Schuldenbrocken wurden außerdem «versteckt». Konkret betrifft dies den Krankenanstaltenverbund KAV, Wiener Wohnen und die Kanalisation. Alle drei wurden aus der Hoheitsverwaltung ausgegliedert – und damit ihre zum Teil massiven Schulden. Besonders perfide: Die drei Institutionen haben nicht einmal (pro forma) eine eigene Rechtspersönlichkeit. Werden alle de facto zur Stadtverwaltung gehörenden Bereiche miteinbezogen, zeigt sich eine Erhöhung der Schulden zwischen 2008 und 2012 um nahezu das Doppelte – auf 7,72 Milliarden Euro!

Aber auch die Frankenkredite der Stadt haben mit der Freigabe des Franken durch die Schweizer Zentralbank im Jänner 2015 den Schuldenstand der Gemeinde um sage und schreibe 300 Milliarden erhöht. Damit aber nicht genug, kritisiert die oberste Kontrollbehörde auch die mangelhafte Transparenz und Kontrolle der Finanzflüsse innerhalb von

Abteilungen, aber auch zwischen Gemeinde und ausgelagerten Unternehmen. Außerdem monierte der Rechnungshof die enorm hohen Haftungen für die Bank Austria. Diese erreichten 2012 mit 8,5 Milliarden Euro eine Höhe von 68,8 und des gesamten Haushalts und geben einen Hinweis auf die politischen Prioritäten der Stadtregerung.

GESIBA: Gemeinnützige Profitsteigerung

Aber auch die stadt-eigene, gemeinnützige(!) Wohnbaugesellschaft Gesiba wird im Bericht erwähnt: Sie hat, wohl doch eher eigen- als gemeinnützig Millionen-gewinne aus Mieteinnahmen erwirtschaftet. Der RH dazu: «Die Gesiba wendete die nach dem Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetz zulässigen Aufwertungen und Pauschalierungen zum Nachteil der Mieter an, weil durch diese Vorgangsweise die finanzielle Situation der Gesiba stärker als jene der Mieter begünstigt wurde.» Der Jahresüberschuss erhöhte sich von 2009 auf 2012 von 18,3 auf 25,8 Millionen Euro – und wurde nicht an die Mieter_innen weitergegeben. Gesiba wird übrigens zu 51 Prozent an der Errichtungsgesellschaft der von Häupl großspurig angekündigten Gemeindebauten beteiligt sein. Und auch auf den Steinhofgründen baut die Gesiba. Dort kämpft im Übrigen seit Jahren eine Bürger_inneninitiative gegen die Verbauung des Otto-Wagner-Areals. «Fair Living» ist unser Anspruch», so lesen wir auf der Gesiba-Homepage. Das gilt allerdings eher für Udo Janßen, Chef

„Selbst kleinste Umverteilungsmaßnahmen sind von SP-geführten Regierungen nicht zu erwarten“

WIENER WIRTSCHAFT
KURATIERT VON
MARTIN BIRKNER & CLEMENS STAUDINGER



des oben bereits erwähnten KAV, der nur 370 Euro «Sozialtarif» für seine 90m²-Wohnung zahlte. Sein Einkommen beträgt 24.000 Euro im Monat.

Aber auch den Vorschlägen des Rechnungshofs ist nur teilweise zuzustimmen. Einerseits ist zwar einem mehr an Transparenz in Sachen Beteiligungen und Finanzströmen klar zuzustimmen, andererseits fordert der Bericht wiederholt eine Reduktion von Ausgaben in wichtigen Bereichen der Infrastruktur und der sozialen Daseinsvorsorge. Dies wiederum verweist auf ein Hauptproblem von Kommunalpolitik im Zeitalter des Neoliberalismus: Wenn sämtliche Aspekte der Politik, also auch solche der Sozialstaatlichkeit, des öffentlichen Verkehrs und des Wohnbaus nur noch in Geldeinheiten mess- und damit administrierbar sind, beschränkt sich die politische Steuerung letztlich auf ein Mehr oder Weniger.

Einsparungen als Allheilmittel?

Da in Zeiten der andauernden Wirtschaftskrise an ein Mehr selbstverständlich nicht zu denken ist («Wir» müssen den Gürtel enger schnallen!), verengt sich jede Reform stets auf die Reduktion von Ausgaben – und das bedeutet gerade im Sozialbereich zu 99 Prozent die Verschlechterung von Leistungen für die Bevölkerung. Rosa-Grün ist aber selbst auf der finanziellen Ebene nicht zum Gegensteuern bereit: Mit Häupls Abschied von Vermögenssteuern und der Pseudosteuerreform jedenfalls wurde wieder einmal klargestellt, dass selbst kleinste Umverteilungsmaßnahmen, die den Spielraum für eine progressive Sozialpolitik ein wenig erweitern würden, von SP-geführten Regierungen nicht zu erwarten sind. Dass der einst so kritische grüne Koalitions-Juniorpartner zu den Vorkommnissen schweigt, ist zur Kenntnis zu nehmen. Um wirkliche Alternativen jenseits des menschenfeindlichen neoliberalen Paradigmas umzusetzen, braucht es wohl – wie immer – breiten Widerstand von unten.

Martin Birkner



Geht's mich was an?

Opfer sind ...

Opfer sind ohnmächtig, arm, still und nicht weiß. Opfer werden objektiviert, entpolitisiert und in Frage gestellt. Opfer sollen aussagen, passiv sein und das öffentliche Begehren befriedigen. Opfergeschichten sind von undifferenzierter Sensation bestimmt und suchen nach Mitgefühl.

In meiner täglichen Beratungsarbeit in der LEFÖ-Interventionsstelle für Betroffene des Frauenhandels habe ich mit Klientinnen zu tun, die oft schlimme und traumatisierende Erfahrungen gemacht haben. Doch einem eindimensionalen Opferbild entsprechen sie nicht. Betroffene des Frauenhandels gibt es nicht nur in der Sexarbeit. Arbeitsausbeutung im Zuge des Frauenhandels tritt ebenfalls in Haushalten, Pflege, Reinigung, Landwirtschaft, Gastronomie und Tourismus auf. Manche Frauen entwickeln (Schutz-)Mechanismen um mit dem Erlebten umzugehen, einige brauchen intensive psychologische Betreuung. Manche können lange nicht über ihre Erfahrungen sprechen, andere erzählen sehr selbstbestimmt, was ihnen widerfahren ist. Viele entschließen sich gegen ihre Täter auszusagen und fordern Entschädigung, andere wollen das nicht. Einige der Klientinnen haben ihre unbezahlten Arbeitsstunden und ihre Gewalterfahrungen genau mitdokumentiert, andere nicht. Manche haben einen Universitätsabschluss, andere können weder lesen noch schreiben. Was sie jedoch gemeinsam haben, ist, dass sie nicht nur auf ihre Opferrolle reduziert werden können. Sie haben auch Träume, lachen und fordern ein, vermissen ihre Familien, möchten wieder Arbeit finden, sprechen mehrere Sprachen, kehren zurück oder bleiben in Österreich. Aus langjähriger Erfahrung in der Arbeit mit Betroffenen wissen wir, dass unteilbare Rechte für Frauen und Migrantinnen Opfern ein Stück weit Gerechtigkeit und Selbstachtung zurückgeben können. Sexistische, rassistische und voyeuristische Blicke der Mehrheitsgesellschaft tun das nicht.

Klaudia Rottenschlager/LEFÖ – Beratung, Bildung und Begleitung für Migrantinnen www.lefoe.at



Weltweit gegen TTIP & Co. am 18. April 2015 – auch in Österreich

Alles im Kampf Erreichte wackelt

Am 18. April 2015 findet der weltweite Aktionstag gegen TTIP, CETA und TiSA statt. Hunderttausende Menschen werden auf die Straße gehen. Die drei Kürzeln stehen für Handelsabkommen, welche Konzerninteressen über die Interessen von Mensch und Umwelt stellen. Mit TTIP & Co. drohe ein Angriff auf alles, was über Jahrzehnte hart erkämpft wurde, ist ATTAC Österreich besorgt. Soziale Sicherheit, öffentliche Daseinsvorsorge, Arbeitsrechte, Umweltschutz, nachhaltige Landwirtschaft und Demokratie stellen für Konzerne sogenannte «Handelshemmnisse» dar, die ihre Profitmöglichkeiten schmälern. Mit dem geplanten Klagerecht könnten diese Errungenschaften beseitigt werden – ohne «lästige» demokratische Verfahren.


Der globale Aktionstag war von mehr als 200 Vertreter_innen von rund 150 Organisationen in Brüssel

beschlossen worden, darunter auch ATTAC Österreich. «Wir bringen unsere große Besorgnis darüber zum Ausdruck, wie im TTIP-Freihandelsabkommen zentrale Regulierungen sensibler Bereiche, wie chemische Produkte, Lebensmittelstandards, öffentliche Dienstleistungen, Arbeitssicherheit oder die Regulierung der Finanzmärkte behandelt werden. Die EU-Verhandlungsführer_innen haben bei zahlreichen Gelegenheiten betont, dass TTIP unsere Regulierungen und Standards nicht bedroht», erinnern die 150 zivilgesellschaftlichen Organisationen.

Das Papier der EU-Kommission laufe auf ein System hinaus, das Regulierungen erschwert, da sie stets handels- und investitionskonform sein müssen. Zudem bekäme eine kleine Anzahl von nicht gewählten Beamten Einfluss und Macht über Regulierungsvorhaben, lange

bevor Parlamente sie zu Gesicht bekommen. Das gefährde unsere Demokratie, heißt es im gemeinsamen Statement.

Der Vorschlag der EU-Kommission sieht vor, dass Unternehmen aus den USA und Europa einen deutlich größeren Einfluss auf die Gesetzgebung in Brüssel, in den europäischen Hauptstädten, in Washington und in den US-Staaten nehmen als bisher. Beispielsweise zeigt eine Studie von CIEL, einer internationalen Organisation für Umweltschutz, vom Januar 2015, dass durch regulatorische Zusammenarbeit in TTIP eine Verbesserung des Schutzes vor giftigen Chemikalien und Pestiziden verzögert bzw. blockiert werden kann.

 TTIP-Protest in Wien am 18. April 2015: 14 Uhr, Museumsquartier/ Museumsplatz www.ttip-stoppen.at



AugustinTV über ein knapp werdendes Gut

Wie die Zeit vergeht

Die Einschätzung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ist immer mit der eigenen Erlebniswelt verbunden. Wer vier Jahre alt ist, erlebt das Warten auf den nächsten Geburtstag als quälend lang, es dauert ja auch ein Viertel der Lebenszeit. Für einen 50-jährigen sind es nur zwei Prozent.

Die meisten Menschen stellen Jahr für Jahr einen zunehmenden Mangel an Zeit fest. Für wie knapp wir Zeit halten, liegt aber nicht nur in der Natur des Menschen und seiner Umwelt, sondern auch in unserer modernen Gesellschaft begründet. Wettbewerb, Wachstum, innovative Technologien, Effizienz, Leistung, Beschleunigung sind nur einige Schlagworte, die eine fortschreitende Ökonomisierung aller Lebensbereiche beschreiben.

Viel zu oft ist das auch von Werbung geförderte Gefühl, etwas zu versäumen oder zu brauchen, stärker als die Frage: Was ist mir wirklich wichtig, was möchte ich erleben? Moderne Technik liefert ein sehr gutes Beispiel: Viele technische Entwicklungen könnten oder sollten befreiend wirken, indem sie uns unangenehme,

anstrengende Arbeiten abnehmen. Anstatt jedoch die freigewordene Zeit zu genießen, stopfen wir die gewonnene Zeit mit einer stetig steigenden Anzahl an anderen Optionen voll. Smartphones oder diverse Social Media Tools sind zugleich zeitraubende wie praktische Technikspielzeuge, um nur zwei Innovationen der letzten Jahre zu nennen.

Kurz: Unsere Gesellschaft ist durch und durch auf Steigerung ausgelegt, aber das Einzige, was wir nicht steigern können, ist Zeit, und die wird knapp.

AugustinTV stellt die Frage: Wie empfinden Menschen in verschiedenen Lebenslagen Zeit, und welche Möglichkeiten bietet Sie Ihnen? Inwiefern stehen Begriffe wie individuelle Freiheit und Souveränität in einem Zusammenhang mit Zeit, und welchen Einfluss hat unser gesellschaftliches System darauf?

Erstausstrahlung am 2. April 2015 um 21 Uhr auf Okto, danach eine Woche lang zu unterschiedlichen Zeiten.

www.facebook.com/augustin.fernsehen

Muhamed Khan Iqbal Ali. Ein Foto aus 2014



Pakistanscher Augustin-Kolporteur erlag dem Krebs
Lahore – Floridsdorf – Lahore

Unser Mann aus Lahore ist tot. Muhammed Khan Iqbal Ali starb nach schwerem Krebsleiden im Krankenhaus der zweitgrößten pakistanischen Stadt, die mit mehr als sieben Millionen Bewohner_innen so bevölkerungsreich wie Österreich ist. Pakistan muss nun aus der Liste der Herkunftsländer der Augustin-Verkäufer_innen gestrichen werden. Ali, 39 Jahre alt, ausgebildeter Elektrotechniker, zuletzt als kritischer Journalist tätig, hinterlässt eine erschütterte Frau. Die aus der Slowakei stammende Klara Khannova, ebenfalls Augustin-Verkäuferin, war neun Jahre mit dem um 19 Jahren Jüngeren verheiratet. «Eine Internet-Bekanntheit», lächelt sie in ihrem Schmerz.

Vor etwa zwanzig Jahren kehrte Ali seiner großen Stadt den Rücken zu. Es war eine Flucht, denn einigen passte es nicht, was er in der Zeitung geschrieben hatte. Ali fühlte sich bedroht. Er bekam ein Visum für die Slowakei. Weder als Journalisten noch als

Elektrotechniker brauchte man ihn dort; zuletzt «lebten» er und Klara von der staatlichen Sozialhilfe, zusammen 120 Euro im Monat. Auf Initiative Klaras machte sich das Paar im Jahr 2010 in die Stadt des Augustin auf.

«Ali kostete es eine große Überwindung, die Straßenzzeitung zu verkaufen; er sei doch nicht als Bettler in den Westen gekommen, sagte er immer», erinnert sich seine Witwe.

Fünf Jahre lang betrieben Klara und Ali gemeinsam die Augustin-Kolportage. Das Revier war die S- und U-Bahn-Station Floridsdorf. Alis Traum, eine normale Arbeit zu finden, am besten in seiner Branche, ging auch in Österreich nicht in Erfüllung. Vor allen den Kindern seiner Stammkunden, für die er immer ein paar Sachen zum Naschen eingesteckt hatte, wird er abgehen. Klara weist weinend darauf hin, dass das Sprichwort «keiner Fliege was zuleide tun» für Ali alltägliche Verhaltensnorm war. Selbst lästigster Wespen, schildert

Klara, entledigte er sich nicht mit Gewalt, sondern er trug sie behutsam ins Offene. Aus Lahore hatte er seinen tiefen Glauben mitgenommen. Tiefer Glaube kann die Menschen auch zu Unmenschen machen, aber Muhammed Khan Iqbal Ali holte sich aus der Moschee die Kraft, immer ein Lächeln für die Mitmenschen bereit zu haben, auch wenn die Bedingungen, die er in seinem Gastland Österreich vorfand, zu allem anderen als zum Lächeln Anlass gaben.

Im Dezember 2014 war Ali, nachdem er in Wien schon eine chemotherapeutische Behandlung bekommen hatte, nach Lahore zurückgekehrt. Jetzt, im April, erwartete Klara seine Rückkunft in Wien, wo sie endlich eine gemeinsame Wohnung suchen wollten. Stattdessen kam von Alis Familie ein Telefonanruf aus Lahore, das eine Englisch sprechende Tochter Klaras aus erster Ehe übersetzte. Die Ärzte hatten Ali nicht retten können.

R. S.

Tricky Dickys Skizzenblätter



Die Leiden des unverständenen Asylwerbers

Dr. Ehalt's Praxis für nützliche Theorie

Öffentlichkeit gegen Elend

Wir, die Weltbewohner, leben in keiner guten Zeit. Die Schere zwischen Armen und Reichen geht lokal, national und global auf. Täglich sterben Hunderttausende an Hunger; Menschen werden für wirtschaftliche, nationale, ethnische, religiöse Ziele bekriegt, gefoltert, ermordet. Immer mehr, vor allem auch junge Menschen leben in sogenannten prekären Verhältnissen in einem täglichen Kampf ums Überleben. Die empirischen Daten zu diesen Sachverhalten werden ständig bedrohlicher – die genauen Zahlen zu diesen Sachverhalten sind bekannt.

Die Entwicklungen, die diesen erschreckenden Status quo der globalisierten Welt herstellen und verstärken, sind Ausdruck eines neoliberalen Kapitalismus, der eine Verteilung der Güter anstrebt, bei der es immer weniger und kleinere Räume für die Mehrzahl der Menschen für ein Leben gibt, das als gutes Leben bezeichnet werden kann.

Nicht nur das materielle Ergebnis – zu wenig Nahrung, zu wenig Wohnraum, zu wenig Arbeit, zu wenig medizinische Versorgung, zu wenig soziale Unterstützung, zu wenig Solidarität – ist bedrückend. Auch die Verhältnisse, in denen der wachsende Mangel an allem gelebt und erlebt wird, werden ständig prekärer.

Der Kampf ums pure Überleben geschieht oft in einer sehr zugespitzten Stresssituation, die keine Pause kennt. Romantisierende Phantasten deuten Arbeits- und Obdachlosigkeit als «Zeitreichtum», so als ob die Ärmsten jedenfalls die Mangelware Zeit im Überfluss hätten und es eine Ökonomie des Zeitaustausches oder Zeithandels geben könnte. Jedenfalls im Hinblick auf die ärmsten Mitbürgerinnen und Mitbürger ist diese Vorstellung zur Gänze falsch. Sie sind allen möglichen Bedrohungen schonungslos ausgeliefert. Auch die institutionellen Schutzinstanzen begegnen ihnen im Regelfall ablehnend, abweisend und feindlich. Der Überlebenskampf macht keine Pause.

Wir leben nicht in «der besten aller Welten». Aber wir leben auch in einer guten Zeit. Jeder und jede kann sich als VertreterIn einer Institution, als Mitglied einer NGO, als Einzelperson einsetzen für eine gerechte Welt, für demokratische Verhältnisse, für faire Beziehungen.

Auch die Hinweisgeber auf Misere, Elend und Ungleichheit und auf deren Ursachen und Verursacher gehören nicht automatisch zu der von Viktor Frankl apostrophierten «Rasse der anständigen Menschen». Anständigkeit hat sich täglich zu bewähren außerhalb des Lichtes der Öffentlichkeit. Aber unabhängig davon müssen die öffentliche Wahrnehmung und Handlungsbereitschaft gegen das Elend der Welt gestärkt werden.

Hubert Christian Ehalt

Dannebergpredigt

The Missing Image

Die Szene ist unerträglich. Der einzige bisher bekannte Filmclip einer «Reibpartie», der kürzlich im Österreichischen Filmmuseum gefunden wurde, dauert fünf Sekunden. Eine Ewigkeit. 12. März 1938. Nacht über Österreich. Die österreichische Dokumentarfilmerin und Autorin Ruth Beckermann hat diesen Filmclip bearbeitet und geloopt. Die Komponistin Olga Neuwirth bietet eine weitere Irritation. Ihre Töne sind sehr abstrakt «und ein weiterer Kommentar zu meinem Werk», sagt Beckermann.

Mit ihrer Installation «The Missing Image» (zu sehen bis zum 12. November) nimmt Ruth Beckermann direkten Bezug auf das 1988 vom österreichischen Künstler und Kommunisten Alfred Hrdlicka geschaffene «Mahnmal gegen Krieg und Faschismus» auf dem Wiener Albertinaplatz. Die als Erinnerung an den Anschluss-Pogrom im März 1938 geschaffene Bronzefigur von Hrdlicka zeigt einen liegenden bärtigen Mann mit einer Bürste in der Hand, die einen straßenwuschenden Juden darstellen soll. Geschichtsignorante Passant_innen, die sich öfter auf dem Rücken der Bronzefigur niederließen, wurden später durch Stacheldraht an dieser unwürdigen Ruhelage gehindert. – Wie die Tauben, deren Zuschreibung als Friedensbringerinnen vergessen ist.

Durch die Einschreibung der Filmszenen in das Mahnmal treffen drei Körper und drei unterschiedliche Materien aufeinander: die Bronzefigur des Opfers, die auf LED-Screens projizierten Körper der historischen Täter und die realen Körper der Passanten, die sich jenen gegenüber sehen. Bedrückend die dem Denkmal hinzugefügten fehlenden Bilder der lachenden, feixenden Menge aus dem Jahr 1938. Beklemmend normal das Bild. «Wer auf die Knie gezwungen wird, ist schmutzig. Wer auf dem Boden liegt, auf den kann man hinunterschauen», sagte Ruth Beckermann in ihrer Eröffnungsrede am 12. März.

Geloopte Gegenwart: Natascha Strobl, Sprecherin des Bündnisses «Offensive gegen Rechts» und Anti-WKR-Aktivistin, erhielt, nachdem auf ihre Wohnung geschossen wurde, nun Vergewaltigungsdrohungen. Die Staatsanwaltschaft wertete dies als «emotional und situationsbedingte Unmutsäußerung» ...

Bärbel Danneberg

Eines der Salzburger Workshops widmete sich dem Working-Poor-Phänomen



Foto: ARMTSKONFERENZ

Von der zehnten österreichischen Armutskonferenz

Starker Mann & Sündenbock

1995 fand in Salzburg die erste österreichweite Armutskonferenz statt. Erstmals trafen sich Hilfsorganisationen (wie z.B. Diakonie, Caritas, Neustart ...), um gegen Armut, Ausgrenzung und Ungleichheit aktiv zu werden. Ab 2005 wurde verstärkt versucht, in dieses Treffen, das alle zwei Jahre stattfindet, die eigentlichen «Spezialist_innen» einzubeziehen – nämlich Menschen, die akut von Armut betroffen sind. Seither sind immer auch »Augustiner_innen« dabei. Einer von ihnen ist der Autor dieses Beitrags.

Kürzlich fand in Salzburg die zehnte österreichische Armutskonferenz statt. Die Jubiläumsveranstaltung stand unter dem Motto «Fortschritt, Rückschritt, Wechselschritt». Es sei an der Zeit, so die Organisator_innen, neben Zukunftsplänen auch einmal Rückschau zu halten, ob sich Lösungsansätze aus diesen Konferenzen bewährt haben, ob die Armutskonferenz auch von der Politik in diesem Land wahrgenommen

wurde und ob deshalb tatsächlich positive Entwicklungen in Richtung «würdiges Leben für alle» spürbar sind. Neben diesem Rückblick waren die Working Poor ein ganz wichtiger Schwerpunkt. Es lag für die Teilnehmer_innen auf der Hand, dass es notwendig ist, Mindestlöhne zu definieren, welche nicht durch suspekten Verträge (Teilzeit oder Ähnliches) unterschritten werden dürfen. Weiteres Anliegen: Bedarfsorientierte Entlohnung und bedarfsorientierte Mindestsicherung können nur parallel verwirklicht werden, ansonsten wird weiterhin eine Neiddebatte geschürt wegen finanzieller Zuwendungen, von denen in Wirklichkeit niemand in Würde leben kann.

Kleingruppenweise wurde in Workshops diskutiert; die Ergebnisse wurden in die allgemeine Versammlung eingebracht. Ich persönlich habe an dem Workshop «Was machen wir mit dem starken Mann – Autoritarismus, Menschenfeindlichkeit und Sündenbock» teilgenommen, der von Manfred Krenn

(FORBA Wien), Eva Maria Gross (Institut für Konflikt- und Gewaltforschung, Universität Bielefeld) und dem Wiener Soziologen Reinhard Kreissl moderiert wurde. Mit der Zunahme der sozialen Ungleichheit steigt die Suche nach Sündenböcken, so eine These des Workshops. Mit Unsicherheit und Abstiegsängsten, also der Frustration legitimer Erwartungen (Beschäftigung, sozialer Status, Lebensstandard) wird beinhardt Politik gemacht. Reinhard Kreissl meinte, dass Rechtspopulisten die richtigen Fragen stellen, aber die falschen Antworten geben. Übrigens ist er der Meinung, dass Erfolge eher in der Gemeindepolitik, in der «Grätzelpolitik» zu erzielen seien.

Bei dieser Armutskonferenz wurde auch das 20-jährige Jubiläum der Straßenzeitung Augustin gewürdigt, im Speziellen die ständige Rubrik im Augustin, in der über die Erfahrungen mit dem «Kulturpass» berichtet wird.

Rudi Lehner

Bürger_innen wollen den Genochmarkt zurückholen

Transdanubischer Un-Ort Nr. 1

Alle Menschen, die das Grätzl um den ehemaligen Markt in Stadlau kennen, wünschen sich den alten Markt zurück. Es wird als einer der hässlichsten Plätze des 22. Bezirks empfunden – unabhängig vom Geschmack der Betrachterin, des Betrachters. Der Genochmarkt wurde vor etlichen Jahren geschlossen, da man angeblich «Großes» mit dem Areal vorhatte. Wahr ist vielmehr, dass bis dato nichts geschehen ist. Anstelle des «Großen» prägt nun ein großer Un-Ort das Gebiet, der auf den ganzen Bezirk in negativem Sinne ausstrahlt und zu seinem Image als «architekturfreieste Zone Österreichs» (mit Ausnahme von Neusiedl am See) beiträgt.

«Märkte sind seit ewigen Zeiten lebendige Zentren und Orte der Zusammenkunft. Leider wurden in Wien viele Märkte einerseits sträflich vernachlässigt, bzw. durch den Bau riesiger Gewerbeparks und Supermärkte in unmittelbarer Nähe systematisch ruiniert, um sie dann endlich entsorgen zu können. Dies trifft im 22. Bezirk ganz besonders für den Genochmarkt zu. Es gibt inzwischen in der

ganzen Donaustadt keinen Markt im eigentlichen Sinne mehr, obwohl die Stadtregierung ständig von lebenswerter Umgebung spricht», heißt es in einem Petitionstext der Bürger_innen-Initiative «Hirschstetten retten».

Die engagierten Bezirksbewohner_innen fordern daher die Rückführung der Liegenschaft des ehemaligen Marktes in den Besitz der Stadt Wien und die Schaffung eines modernen überdachten Marktes, der sowohl von den Gemüsebauern der Donaustadt genutzt werden könnte, als auch von den Bauern der weiteren Umgebung. Außerdem schlagen sie die Einbindung des ehemaligen Tröpferlbades in das neu zu schaffende Ensemble vor.

Mit dem Geld, das für die Lobau-Autobahn ausgegeben werden soll, könnte man Sinnvolleres machen, meinen die rebellischen Donaustädter_innen. Es geht immerhin um einen Betrag von einer Milliarde Euro.



Die Petition kann unterstützt werden: <http://www.hirschstetten-retten.at/presse.../gr-petition.html>

1	2	3	4		5		6	7	8	9	10
11					12						
13					14					15	
16				17						18	
19			20				21				
22		23			24					25	
		26								27	
28	29				30		31		32		
33					34			35		36	
37			38								
		39									
40											

Einsendungen (müssen bis 8. 4. 15 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN

I
D
N
A
A
K
I
R
E
S

Widder 21. 3.–20. 4.
Kürzlich standen Sonne, Mond und Erde auf einer Achse. Das kommt nur etwa alle achtzehn Jahre vor. Was für viele nur eine nettes Naturschauspiel ist, hat für dich weitreichende Konsequenzen. Die nächsten achtzehn Jahre werden nämlich entscheidende in deinem Leben sein, und du hast es JETZT in der Hand, hier dafür die entscheidenden Weichen zu stellen.

Krebs 22. 6.–22. 7.
Du bist klug genug, um zu begreifen, dass es eben Leute gibt, die sich nach Eingebundenheit in eine größere Struktur sehnen. Die spirituellen Mittel, die sie dafür einsetzen, treiben aber derart schrille Blüten, dass du da einfach nicht mehr mitkommst. Beschränke dich eben auf dein kleines Ganzes: dein Hirn! Du verstehst zwar nicht alles, behälst dafür aber deine sieben Zwetschken beisammen.

Waage 24. 9.–23. 10.
Na schau – die durchgeknallten Typen von Pegida hast du nun auch überstanden. Es passieren viele schlimme Sachen auf der Welt, aber manche ziehen auch vorbei wie eine dicke Gewitterwolke, die dann doch keinen Regen bringt, sondern nur kurz die Sonne verdunkelt. Fasse also Mut – die Mission der Aufklärung ist ein steiniger Weg –, aber manchmal geht es auch ganz gemütlich dahin.

Steinbock 22. 12.–20. 1.
Ja, manchmal fühlst du dich alleine. Da wäre es schön, wenn einfach jemand da wäre. Muss auch gar nichts reden, auch nichts machen, sondern einfach nur da sein. Aber Freund_innen, die nix reden und nix machen, sind auf diesem Erdenrund rar gesät. Am besten, du erfindest dir jemanden – wie James Stewart in «Mein Freund Harvey» aus den 1950ern. Vielleicht sogar wo kuschelig.

A
S
T
R
O
S
H
O
W

Stier 21. 4.–20. 5.
Natürlich ist es ein tolles Gefühl, sich selbst kompetent und bedeutend zu fühlen und auch von anderen so wahrgenommen zu werden. Aber viel schöner ist es, neben aller Kompetenz auch ein kleines, ängstliches Würstl sein zu können, ohne dass dir daraus irgendein Nachtteil erwächst. Suche daher deine Freund_innen danach aus, ob du bei ihnen auch dieses Würstl sein kannst.

Löwe 23. 7.–23. 8.
Es ist schon verhext! Du erkennst zwar den Zeitgeist und kannst ihn auch wunderbar dekonstruieren, aber dennoch erkennst du immer wieder, dass er auch dein Denken beeinflusst. Auch du zeigst neoliberale Selbstoptimierungstendenzen, machst mit beim Gesundheitswahn und diesem vertrottelten «forever young». Bist eben ein soziales Wesen – so ein Schas!

Skorpion 24. 10.–22. 11.
Es ist ja schon einmal ganz passabel, dass dein Leben mit den Jahren differenzierter wurde. Du hast auch gelernt, dich selbst zu relativieren und zu akzeptieren, dass andere anders sind. Das ist aber nur der halbe Weg! Jetzt gilt es manches davon wieder zu verlernen. Ziel ist klare Positionen zu haben, diese mit Leidenschaft zu vertreten, aber allen anderen dasselbe zuzugestehen. Hopp!

Wassermann 21. 1.–19. 2.
Du hast dich schon bedeutend älter gefühlt als gerade jetzt. Das mag am Frühling liegen, oder an den Substanzen, die du zu dir genommen hast. Es liegt aber auch daran, dass dir klar geworden ist, dass du einfach nicht mehr reifer werden kannst. Weil ein Mehr an Reife Fäulnis bedeute würde. Darum wirst du wieder ein wenig grün hinter den Ohren. Sieht scheiße aus, fühlt sich aber gut an.

Zwilling 21. 5.–21. 6.
Eigentlich fehlt dir nichts. Und wären da nicht diese kurzen Momente, an denen weitere Optionen, ja sogar die Möglichkeit eines anderen Lebensgefühl aufblitzen, du wärst rundum zufrieden. Jetzt ist es an dir, dich aus dieser prekäre Zufriedenheit herauszuwagen und den Verlockungen zu folgen. Es kann ins Nichts führen – oder es wird ganz großartig. Trau dich!

Jungfrau 24. 8.–23. 9.
Du hast Ziele, zumindest eine Richtung, und auf verschlungenen Wegen wird das meiste auch etwas. Du bist weise genug, um manches auch wieder fallen lassen zu können, Ziele abzuändern und den Kurs zu korrigieren. Es sind aber nicht die Ziele, die dich antreiben. Sie geben dir nur Orientierung. Was dich antreibt, ist, dass du nicht ohne Sehnsucht leben willst. Das schafft und zerstört.

Schütze 23. 11.–21. 12.
Auch du wirst immer wieder ein_e Andere_r. Und in all deinen Leben fragst du dich, was wohl die richtige Haltung ist, dein Leben zu leben. Ist es Gestaltungswille, Solidarität, Erkenntnisstreben, Hingabe, Zorn, Bescheidenheit oder gar ein Mix als alledem? Du bist wirklich ein armes Schweinderl, denn wenn du nicht bald beginnst, einfach drauflos zu leben, wird das nix mehr.

Fische 20. 2.–20. 3.
Deine besten Momente sind die, in denen du dich selbst und alle anderen um dich herum vergisst. Wenn du dich auf eine Tätigkeit oder eine Situation so konzentrierst, dass du dich selbst nicht wahrnimmst. Schade, dass du dich an diese Losgelöstheit von dir selbst nicht bewusst erinnern kannst, weil du dich ja nicht wahrnimmst. Aber es bleibt dir diese tiefe und stille Fröhlichkeit. Dein Lohn.

WAAGRECHT: 1. bequem, mit seiner Hilfe in die Schuhe zu gleiten 11. damit werden in Südkorea die Rechnungen beglichen 12. Venen führen das Blut zum Herzen, sie führt es weg vom Herzen 13. der eigne ist wahrlich Gold wert 14. ganz kurz nicht da 15. beliebte Tageszeitung im Westen unseres Landes 16. dort landen die Flugzeuge in Stockholm 17. Kurzform von Adolf 18. steht für Zentralinstitut 19. macht aus dem Opa den Vater vom Opa 20. schlussfolgernd heraussholen 22. zweihundert Jahre früher: Münchner widmete sich der Architekturmalerei 24. also Kaffee und Cremeschnitten schmecken dort echt gut 25. Interessensgemeinschaft, abg. 26. er wird bei Unfall als auch bei Hochzeit gebraucht 27. beginnende Trauer 28. Richard Karls Initialen 30. respektvolle Anrede im Hinduismus 33. diese Zeit verbindet eine Frau und einen Mann – zumindest meistens – lebenslang 34. mechanische Maschine kann schwere Lasten hochheben 37. Der kanns echt! 37. (hoffentlich) nur kurz am Sand 38. wird aus Pomeranzen gewonnen und belegt Florentiner 39. ehrlicher Finder, abg. 40. wie Sklaven arbeiten viele Kinder in ihr, weben und nähen und schufteln

SENKRECHT: 1. wirklich abscheulich und schrecklich 2. Kirschkör – exzellent im Singapore Sling 3. mittelalterliches Signal-Blasinstrument 4. verbindet Wörter 5. bestimmt die Zusammensetzung der Bundesländer Regierungen 6. Teil jedes Bettes 7. Wau, dieser Typ schaut wirklich toll aus! 8. beginnende Friedensverhandlungen 9. da wars echt kalt, viele Gletscher 10. David Benioffs «Stadt der Diebe» handelt in dieser jahrelang eingekesselten Sadt – lesenswert! 17. verwandelt die Ordnung in einen Befehl 20. grauslich, echt grauslich! 21. Erna Dorns Initialen 23. steht gemeinhin für Tschechien 29. griechische Insel liegt in der Ost Ägäis 31. in der steirischen Stadt gibt's den Rosenapfelwanderweg – nett! 32. fränkisch der Hausflur des Bauernhauses 35. ist man jemanden so und teuer, bedeutet man ihm echt viel 36. japanisch der Vorname, z.B. der Geigerin Suzuki 39. ziemlich salopp für den Ehemaligen

Lösung für Heft 386: PSYCHIATER Gewonnen hat Volker Dauner, 1130 Wien

W: 1 ROTKÄPPCHEN 12 ELTERNSCHULE 13 CD 14 LADY 15 AGIL 16 LIBECCIO 18 TV 20 MENHIR 21 KA 23 SOS 25 IMMENS 27 ANGEL 29 ABAKUS 30 PLATTENSEE 32 SE 34 UER 35 TLR 36 SCHMARRN 38 ALV 39 EK 40 ALB 41 SEA 42 NEBULOS 43 BERT

S: 1 RECHTSAUSSEN 2 OLD 3 TT 4 KELIM 5 ARABELLA 6 ENDEN 7 PC 8 CHAIRMAN 9 HUGO 10 ELI 11 NEL 17 CIMBERN 19 VON 21 KNÜLLER 22 ASSERVAT 24 SGP 26 EKSTASE 28 ELLMAU 31 TURBO 33 ECKE 37 ALL



Die Renovierungsarbeiten am jüdischen Friedhof in der Seegasse dauern an

Steine statt Blumen

Versteckt zwischen hohen Häusern, von der Straße nicht einsehbar, liegt in der Rossau, einem Teil des neunten Wiener Gemeindebezirks, ein wahres Juwel: der älteste erhaltene jüdische Friedhof der Stadt. Maria Gornikiewicz (Text und Fotos) hat ihn trotz oder wegen der Renovierung aufgesucht.

Wann genau der Gräberhain errichtet wurde, ist nicht überliefert. Man spricht vom Jahr 1320. Der älteste bisher gefundene Grabstein einer Frau namens Ester trägt die Jahreszahl 1582. Aber es sind an diesem Platz schon viel früher Tote bestattet worden, deren Grabsteine allmählich unter der Erde gefunden werden.

Man muss bedenken, dass die Gegend hier 1529 zur Gänze von den Türken zerstört worden ist. Dabei mögen auch Grabsteine oder andere Hinweise auf diesen Friedhof verloren gegangen sein. Fest steht jedenfalls, dass bis zum

Jahr 1783 hier Mitglieder der jüdischen Gemeinde bestattet wurden. In diesem Jahr ließ Joseph II. alle Friedhöfe innerhalb des Linienwalls aus hygienischen Gründen schließen. Der jüdischen Gemeinde wurde die Errichtung eines neuen Friedhofs in Währing gestattet. Als die Nazis beschlossen, den Rossauer Friedhof aufzulassen, mussten jüdische Zwangsarbeiter einen Teil der Grabsteine auf dem Zentralfriedhof vergraben. In den 1980er Jahren wiederentdeckt, wurden diese an ihrem ursprünglichen Ort zurückgeführt.

Die Monografie über den Friedhof von Bernhard Wachstein, Bibliotheksdirektor der Kultusgemeinde in der Zwischenkriegszeit, hat die Rekonstruktion ermöglicht. An der Längsseite des 2258 Quadratmeter großen Areals wurden Steine, deren ehemaliger Standort nicht definiert werden konnte, in Mauernischen aufgestellt. Steine können Geschichten erzählen, von einem eineinhalb Jahre alten Kind oder zwei unverheirateten Schwestern, die hier beigesetzt



Der Zugang zu diesem jüdischen Friedhof, der in jahrelanger Arbeit renoviert wird, verläuft über das Senior_innenhaus in der Seegasse am Alsergrund



worden sind. Nicht alle Grabsteine haben die Wirren der Zeit in einem Stück überstanden. Und da ist zum Beispiel die Geschichte von Samson Wertheimer, einem bekannten Politiker und reichen Geschäftsmann. Er hatte auf diesem Friedhof ein kunstvolles Grabmal, das unter den Nazis verschwunden ist. Man hat es in Israel nachgebaut und hier aufgestellt. Wer weiß, ob seine originale Gruft nicht bei den nunmehrigen Renovierungen wieder auftaucht. Es besteht auch die vage Hoffnung, dass die schweren Monumente von den Oppenheims wieder auftauchen. Deshalb Fundamentgrabungen, bei denen auch Kastengräber auftauchen, zwanzig sind schon gefunden worden. Nach diesen Erfolgen hat man die Grube wieder geschlossen. Auch die Friedhofsmauer ist schon komplett restauriert und 50 Grabsteine ebenso.

Man hat ja schon vor etlichen Jahren zaghaft mit der Renovierung begonnen und wieder aufhören müssen, weil das zugesagte Geld

ausgeblieben ist. Also wird es wohl noch fünf bis sieben Jahre dauern, bis man das Projekt abschließen wird können. So lauten die Prognosen. Weil der Kultusgemeinde nur beschränkte Mittel zur Verfügung stehen, kann jedes Jahr nur eine gewisse Zahl von Steinen auf Vorderfrau gebracht werden. Aber die sind dann strahlend weiß und schön, was man heute schon bewundern kann. Bei den gelegentlichen Arbeiten sind jeweils eine Archäologin und ein Rabbiner anwesend. Viele Steine wurden einstens umgelegt und mit Erde bedeckt. Sie zu finden und wieder aufzurichten, ist ein Geschenk. Nur der berühmteste und am häufigsten abgebildete Stein, eine Fischskulptur, war wohl nie ein Grabstein. Man vermutet, dass er der Wasserspeier eines Brunnens für die rituelle Händewaschung gewesen ist. Klar ist, dass man auf jüdische Gräber keine Blumen, sondern Steine legt.

Wer sich den Anblick dieser Raritäten gönnen will und sich von den Fortschritten der



Renovierungen überzeugen möchte, kann dies zwischen 8 und 17 Uhr in der Seegasse 11, im Pensionisten-Wohnhaus der «Häuser zum Leben».

Vom Eingang geht man an der Rezeption vorbei und durch eine Tür auf die Terrasse, wo die Senior_innen gerne sitzen. Dort hat man alles vor Augen. Nur der Stiegenabgang ist gesperrt, damit die alten Leute nicht über Erdhügel, Zelte oder Grabsteine stolpern. Übrigens ist beim Mandelbaum-Verlag das Buch einer Pensionärin des Hauses über diesen Friedhof und die Geschichte der Juden in Wien erschienen: «Das steinerne Archiv» der heute 80-jährigen Traude Veran. ◀



Website von Traude Veran:
www.letternfilter.at



Wiener Wäsche, Folge 35


Lars

Lars ist weder Wiener noch Wahlwiener; Lars ist ein Tourist aus Stockholm, der gerade durch Wien spaziert, als er meine Blicke auf sich zieht. Ein Mann in Rock! Und das bei noch winterlichen Temperaturen. Immer schon habe ich mich gefragt, warum wir nicht mehr Männer auf unseren Straßen sehen, die diese ausgesprochen schönen und bequemen Kleidungsstücke tragen. Im Gegensatz zu Schottland, Arabien, Afrika, Asien oder Südamerika, wo oft noch bis heute Röcke für Frauen UND Männer selbstverständlich sind, gibt es in Wiens jüngerer Vergangenheit ja keine große Tradition in diese Richtung. Das kann sich rasch ändern: Erinnern wir uns an Frauen, die in den 1920er-Jahren plötzlich Hosen trugen. Damals war das ein Schock für die Gesellschaft, wurde als Skandal gewertet. Heute tragen geschätzte 90 Prozent aller Frauen Hosen, und wir finden das total normal. Total normal ist es auch für Lars, 98 Prozent der Zeit Kilts zu tragen. An komische Blicke und ans Fotografiertwerden hat er sich dabei längst gewöhnt. Er findet seine Schottröcke einfach verdammt bequem.

Auf meine Frage, wie das in kalten, schwedischen Wintern funktioniere, meint er nur: «Dieser Kilt besteht aus acht bis zehn Laufmetern Wollstoff. Die winterliche Variante reicht etwas übers Knie und wird aus bis zu zwölf Laufmetern Stoff gefertigt. Das hält total warm, gemeinsam mit den langen Stutzen. Ich benutze erst ab Temperaturen von minus fünf bis zehn Grad Celsius lange Unterhosen. Aber sonst – kein Problem. Mir ist warm!»

Dazu trägt Lars ein schwarzes Baumwoll-Hemd und einige Details: Die Zeichen auf der Gürtelschnalle, der Rocknadel und der Tasche aus robustem Leder, die um seine Hüfte geschnallt ist, sind keltisch.

Text und Fotos: Doris Kittler

 www.flohmarkt.at – Hier finden Sie viele Flohmärkte, die aktuell in Wien stattfinden!

Wir spüren es alle, die Realwirtschaft, von der wir leben, ist zum Spielball der Finanzwirtschaft geworden und in der Finanzwirtschaft wissen oft nicht einmal mehr die Akteure, welches »Spiel« sie spielen. Hauptsache, sie gewinnen, egal, wie viele daran Schaden nehmen. Und doch ist es so: dieses Spiel kennt keine Sieger, denn selbst die Sieger leben ein absurdes Leben, das an Sinnlosigkeit kaum zu überbieten ist. Harald Welzer sagt, es gehe »nicht mehr um den Konflikt zwischen Kapital und Arbeit, zwischen rechts und links, zwischen Fortschritt und Konservatismus, sondern ... um den Konflikt zwischen Gruppen mit Organisationsvorteilen und solchen mit Organisationsnachteilen.« In diesem Sinne wollen wir an diesem Pfingstwochenende einen neuen Genossenschaftsverband aus der Taufe heben. Folgende 3 Themenbereiche werden am Symposium im Fokus stehen: 1) Interne Organisation, Hierarchie und Partizipation. 2) Spannung von Kapital und Arbeit – Wer besitzt? Wer verdient (wieviel)? 3) Alternativen zum übertriebenen Konkurrenzsystem. Möge die Übung gelingen. Herzlich willkommen. Heini

GEMEINSINNIGES WIRTSCHAFTEN zum Start einer neuen GENOSSENSCHAFTSBEWEGUNG

Arbeit/Macht/Sinn in einer gemeinsinnigen Wirtschaft

OPEN SPACE SYMPOSIUM

FR 22. Mai bis MO (Pfungstmontag) 25. Mai 2015
in den Räumen der Waldviertler Schuhwerkstatt in Schrems

Der Hunger nach gemeinsinnigen, lebensbejahenden Wirtschaftsformen wächst. Unser Pfingstsymposium will dieser Sehnsucht Rechnung tragen und neuen Formen gemeinsinnigen Wirtschaftens Rückenwind verleihen.

IMPULSGEBERINNEN

beim Symposium werden u.a. sein:

- MARIANNE GRONEMEYER (Messerscharfe Denkerin und brennstoff-Autorin)
- HARALD WELZER (Futur Zwei, Stiftung Zukunftsfähigkeit)
- MARTHA TOLEDO (Matriarchales Wirtschaften, Juchitán, Mexico)
- MARTIN KÄMPCHEN (Leben ohne Armut)
- VERONIKA BENNHOLDT-THOMSEN (Subsistenzperspektive)
- BRIGITTE KRATZWALD (Commonsexpertin)
- JOSEF STAMPFER (Förderungsverein der Primärbanken)
- GEORG BACHER (Biobäuerliche Vermarktungsgenossenschaft)
- VertreterIn von MONDRAGÓN CORPORACION (MCC), Spanien (weltgrößte Genossenschaft)
- VertreterIn von SYNDIKAT, Deutschland (Wohnbaugenossenschaft)
- VertreterIn von YAK, Schweden (Zinsenlose Genossenschaftsbank)
- Die Liste wird bis zum Symposium laufend erweitert.

ANMELDUNG UND AUSKUNFT

Bezüglich Programm, Preis, Quartier usw.
auf www.gea.at/symposium
bzw. in der GEA Akademie
Telefon +43 285376503-60



Geschichten vom guten
Umgang mit der Welt.
Erhältlich in
allen GEA-Läden.
16,99 (D)
17,50 (A)





Wo ein Fußball-Abendspiel ist, ist auch Flutlicht – und das nicht zu knapp! Ein Lokalauschein beim eher kleinen Stadion des Wiener Sportklubs, das mit seiner 500-Lux-Anlage aber sehr erhellend auf die Umgebung einwirken kann

Das Stadion und sein Flutlicht

Licht, das ins Abseits dringt

Eine Flutlichtanlage bringt Licht in das abendliche Fußballspiel. Oft genug aber auch in die Wohnzimmer der Nachbar_innen. Denn wo Licht ist, ist auch Lichtimmission. Ein Problem? Wenzel Müller (Text und Fotos) hat die Situation beim Wiener Sportklub recherchiert.

Das Spiel ist aus, und die meisten Zuschauer_innen haben das Stadion des Wiener Sportklubs (WSK) bereits verlassen. Reinhard Krennhuber, der Gründer des Fußballmagazins «Ballesterer» (und fallweise Autor für den Augustin, Anm.), allerdings noch nicht. Denn er weiß, es kommt da noch etwas. Er steht auf der Friedhofstribüne und richtet seinen Blick nach oben, zur gegenüberliegenden Flutlichtanlage. Ja, hier im Dornbacher Stadion gibt es sie noch, die in die Höhe ragenden Flutlichtmasten, anders als in modernen Arenen, wo die Lichtenanlage am Stadionsdach montiert ist. Da passiert es. Das Licht geht aus. Nicht schlagartig, sondern allmählich. Die eben noch hell leuchtenden Lampen nehmen sukzessive einen warmen, rötlichen Ton an, bevor sie dann endgültig verlöschen. Krennhuber wird bei diesem Anblick jedes Mal warm ums Herz. Der strahlende Abschluss eines schönen Fußballabends.

Das sind Freuden, die möglicherweise nur dem Fußballfeinspitz vorbehalten sind. Andere merken überhaupt erst, dass ihr Fußballklub über ein Flutlicht verfügt, wenn es einmal seinen Dienst versagt. So wie es neulich in der niederösterreichischen Landesliga beim Spiel Ardagger gegen Leobendorf der Fall war. Schon nach vier Minuten fiel das Licht aus. Ein schwarzer Tag in der Fußballhistorie von Ardagger. So etwas passiert nicht nur in der Landesliga, sondern auch in höheren und höchsten Spielklassen. Vor drei Jahren wurde in der Ukraine das Spitzenspiel zwischen Dnpr Dnjpropetrowsk und Metalist Charkow wegen Flutlichtausfall vorzeitig abgebrochen.

Die Lichtenanlage des Wiener Sportklubs hat schon etliche Jahre auf dem Buckel, trotzdem oder gerade deswegen bereitet sie kaum Probleme. Zuvor war sie im Ernst-Happel-Stadion im Einsatz. Warum von dort nur zwei Lichtmasten übernommen wurden und nicht vier, für jede

Ecke eine, das ist eine Frage, auf die auch Matthias Kandler, der Vizepräsident des WSK, keine Antwort weiß. Entschieden wurde dies vor langer, langer Zeit, als er selbst noch keine Funktion im Verein innehatte.

Für die Regionalliga schreibt der Österreichische Fußballbund für Abendspiele eine Beleuchtung in der Stärke von mindestens 140 Lux vor. Eine Grenze, die der Wiener Sportklub mit seiner 500-Lux-Anlage locker schafft. Sollte er allerdings mal wieder international mitmischen wollen – unvergessen, wie er 1958 im Europapokalspiel der Landesmeister Juventus Turin mit 7:0 heim-schickte, lange, lange ist es her –, müsste er nachrüsten, denn da sind, nicht zuletzt im Interesse einer TV-Übertragung in HD-Qualität, höhere Lux-Werte vorgeschrieben. Einstweilen ist das allerdings kein Thema bei Vorstandssitzungen. Vorrang hat, Österreichs ältesten noch bespielbaren Fußballplatz vor dem endgültigen Verfall zu retten.

Taghell bei Abendspielen

Wo Flutlicht ist, ist auch Lichtimmission oder Lichtverschmutzung. Licht, das über den Stadionbereich hinausreicht, ins Abseits. So auch beim Wiener Sportklub, bei den abendlichen Heimspielen sorgt es dafür, dass es in einigen Wohnungen eng



angrenzender Häuser, insbesondere in der Kainzgasse, taghell wird. Für die Betroffenen heißt das, sie sparen Energiekosten, doch mit der lauschigen Intimität ist es bei ihnen dann auch vorbei.

Wie sind die Reaktionen? Gibt es Beschwerden von Anrainer_innen? Die Frage stelle ich einer Kartenverkäuferin des WSK. Die ältere Dame fängt sofort an zu schimpfen. Keiner habe das Recht, sich zu beschweren. Schließlich sei der Wiener Sportklub hier schon seit Ewigkeiten zu Hause. Er lasse sich nicht vertreiben. Schuld an allem seien die Grünen, die nur Unruhe stiften wollten.

So richtig verstanden hat die Dame meine Frage nicht. Macht nichts, ihre Suada zeigt mir immerhin, dass in diesem Verein, in dem es doch immer politisch so korrekt zugeht, auch Platz ist für abweichende Stimmen, für Nonkonformismus – und das ist schön. Nein, sagt Kandler, wegen der Lichtenanlage gebe es keine Probleme. An die

hätten sich die Leute gleichsam gewöhnt. Dagegen hätten sich zuletzt einige wegen der neuen Tonanlage beschwert.

Während des Spiels macht ein Ordner in der Kainzgasse Dienst. Objektschutz für das hier befindliche und vom Flutlicht hell illuminierte feine Einrichtungsgeschäft? Nein, sagt er, seine Aufgabe sei, den Ball wieder zurückzubefördern, wenn er einmal zu fest und zu hoch geschossen wird und über die Stadionbegrenzung hinausfliegt.

Zugute kommt dem Wiener Sportklub, dass an sein Stadion kein Krankenhaus und kein Pflegeheim angrenzen, denn in dem Fall müssten bestimmte Lichtimmissionswerte eingehalten werden. Sattdessen zählt zu seinen Nachbarn der Dornbacher Friedhof. Und da ist die Sache klar: Der Gesetzgeber sieht die Totenruhe durch das Licht nicht gestört. Steinmetzmeister Kühner hat sogar allen Grund, sich über es zu freuen. Denn so ist sein Werbeschild immer gut beleuchtet. Zumindest bei WSK-Heimspielen. ◀

Kick-Tipp

Wr. Stadtliga: SC Mannswörth – FC Stadlau; Sportplatz Mannswörth, Samstag, 11. April, 15 Uhr. Zu Ostern pausieren die Ligen, da will Sie der Kick-Tipper auch nicht aus der besinnlichen Stimmung reißen. Dafür wird am postösterreichischen Wochenende doppelt Vollgas gegeben, wie mancherorts die Steigerung von 110 Prozent Einsatz heißt. In der Wienerliga empfangen die Ölscheichs von Mannswörth den FC Stadlau, der nicht mehr an der Pipeline aus Schwechat hängt. Spitzenspiel, Duell der Torjäger Wildprad gegen Voglsinger, Verfolger gegen Tabellenführer. Anschauen! Im Rahmen des Pfingstturniers wird der SC Mannswörth Ende Mai sein 95-Jahr-Jubiläum feiern, musikalisch umrahmt u. a. von DJ Reckless. Kennen Sie nicht? Ein deutscher Stimmungshitrapper, bekannt durch Titel wie «Sexgeil», «Tittenalarm», «Bier, Bikinis, Billig Bumsen», «Wedelt die Palmen», «Scheiss egal», «Halt die Fresse», «Wir ficken drauf», «Pop die Muschi» und so weiter. Anschauen? Äh ... nein! Da fick ich drauf!

Jägerhausgasse 5
2320 Mannswörth
www.scmannswortherth.com
Tel.: (01) 707 84 51
Öffis: Regionalbus 279 ab Schwechat (Mannswörth Schule)

1. Klasse A: HSV Wien – ASK Ober St. Veit; Sportplatz Fasangarten, Sonntag, 12. April, 11 Uhr. Um das Niveau zu heben, begeben wir uns in den Westen Wiens. Und wenn man gar zum Heeressportverein geht, sollte Disziplin, Zucht und Ordnung auch nicht weit sein. Der Fasangarten liegt malerisch zwischen dem Grün Schönbrunn und dem Tarnfleck der Maria-Theresien-Kaserne. Dass in dieser nun die Giraffen Schönbrunn die wahren Großkopferten sind, ist angesichts der supersympathischen Geschichte der Kaserne (als Dollfuß-Führerschule gebaut, dann von der Waffen-SS genutzt) verkraftbar. Und wenn an diesem Sonntag wer scharf schießt, ist das vermutlich Toptorjäger Simion Rus von den gastierenden Spitzenreitern Ober St. Veit. Und weil wir gerade von Niveau sprachen: Die Ober-Sankt-Veiter veranstalten jedes Jahr einen Frühlingsball mit Tanz, Tombola und Livemusik.

Gaßmannstraße 2
1130 Wien
Tel.: (01) 811 61 567 50
Öffis: Bus 63A (Weißenthumstraße)

2. Landesliga: SV Albania – SK Slovan HAC; Franz-Hölbl-Anlage, Sonntag, 12. April, 15 Uhr. In der neuen 2. Landesliga kreuzen sich die Wege zweier Vereine mit migrantischem Hintergrund, wobei dieser bei Slovan nach über 110 Jahren nicht mehr so präsent ist wie bei den Albanern. Diese sind sportlich beeindruckend und auf dem Durchmarsch in die Wiener Liga. Mit einem Seitenblick auf die Geschichte der Gäste könnte man die Fantasie schweifen lassen und sich fragen, wie es bei Albania in 100 Jahren aussehen wird? Was werden sie ähnlich machen, was eher nicht? Werden sie nach langer Wanderschaft durch die Bezirke ein Stadion für 80.000 Zuseher_innen planen und sich finanziell übernehmen? Werden sie einen internationalen Altstar (bei Slovan war dies Panenka) holen und mit ihm den Lokalfußball aufmischen? Führt Lorik Cana Albania 2025 zum Regionalligatitel? Wie albanisch wird Albania im Jahre 2115 sein? Wir werden sehen.

Heuberggässchenstr. 1
1100 Wien
Tel.: (01) 61 66 530
Öffis: 66A, 67A, 70A (Sibeliusstraße)

Der Wörtersammler aus dem Netta- und Nixiland «Beidarei» auf Band Nr. 2

Netta (= nur) und nixi (= nichts): Am Gebrauch dieser beiden Wörter erkenne man «einen Oberösterreicher, eine Oberösterreicherin auf hundert Meter», sagt Ernst Stöckl. In keinem anderen Bundesland sind sie gebräuchlich. Wörter wie diese standen am Anfang seiner Obsession. Es ist eine Besessenheit, die uns Früchte hinterlässt. Die erste ist ein 1000-seitiges Buch mit dem Titel «Schärdinger Wörterbuch der Mundart und Umgangssprache. 1. Teil, A – D». Robert Sommer schmökerte darin und lud den Autor zu einem Gespräch.

Er schreibt jeden Tag fünf Stunden an der Fortsetzung des Wörterbuchs. Der gesellige Ex-Sozialarbeiter und Neopensionist, ein Wiener mit innviertlerischem Migrationshintergrund, ist frei von der Sorge, wie die Rentnertage selbstbestimmt auszufüllen seien. Das Gesamtwerk werde 35.000 Stichwörter umfassen, sagt Ernst Stöckl. Dafür waren ursprünglich fünf Bände konzipiert. «Ich fürchte, es wird auch einen sechsten geben müssen», schmunzelt der Wörtersammler. Am Tag unseres Gesprächs war das Stichwort «Fliegl» (Flügel) in Arbeit. An Schärding vorbei wird noch viel Inn in die Donau fließen, bevor er bei den Stichwörtern «Zwoifeleitn» und «zwuzln» angelangt ist.

Warum fünf- bis sechstausend Seiten, wenn andere Autor_innen regional-sprachlicher Wörterbücher mit 300 oder 600 Seiten auskommen, frage ich Ernst Stöckl. «Ich kann keine halben Sachen machen», kokettiert er mit seiner Besessenheit. Dann führt er zwei Gründe an, die für die immense Dimension seines «Alterswerks» verantwortlich sind.

Der erste Grund: Stöckls Anspruch lautet, dass im Prinzip alle Wörter, die im Bezirk Schärding in Mundart und in Umgangssprache gesprochen werden, in diesem Lexikon Platz haben müssen – selbst jene Wörter werden aufgenommen, die sich in der Aussprache gar nicht von der Schriftsprache unterscheiden, die aber im Alltag sehr präsent sind. Dazu zählen Wörter wie Fisch, Sau oder dick. Ausgeschlossen werden Fremdwörter, die dem Volksmund nicht über die Lippen kommen; ich fürchte, Wörter wie Revolution oder Anarchismus gehören in diese Kategorie.

Der zweite Grund: Jedes der Mundartwörter sieht sich eingebettet in zwei, drei oder vier Mundartsätzen – «Sätzen, die wir schon so oft ausgesprochen haben,

die täglich fallen, die uns auf der Zunge liegen», erläutert der Autor in der Einleitung. Es sind nichtssagende oder gewichtige Sätze, grausame und zärtliche – schon beim Durchlesen des ersten Bandes kommt das Gefühl auf, man sei irgendwo zwischen Eggersham und Eggerding in ein Bierzelt geraten und könne aufgrund einer ungewohnten Fähigkeit jedes der zweihundert Gespräche, die da über die Bierzeltische geschrien werden, einzeln wahrnehmen und dadurch erkennen, wie die Innviertler_innen ticken, wie es um das Geschlechterverhältnis bestellt ist und welche rettende Ideen die aktuelle Innviertler Alltagsphilosophie anbietet. Und auch erkennen, vor wem und was sich das Volk gerade retten muss: vor dem Risiko, dass es «heint noucht bis af sim-, ouchthundat meta» herabschneiden werde, oder davor, das die ganze «vawountschouft» zum Muttertag auftaucht. Oder auch davor, dass der Dialekt ausstirbt?

«Es ist heute nicht mehr so, dass der Lehrer den Schüler mit dem Imperativ «red' g'scheit!» zurechtweist, wenn dieser seine bäuerliche Mundart verwendet. Die meisten Lehrerinnen und Lehrer sind heute aufgeschlossen und akzeptieren, dass es Vorteile hat, mehrsprachlich zu sein, das heißt sich in Schriftsprache und Dialekt ausdrücken zu können», ist Ernst Stöckl optimistisch. Er registrierte eine Renaissance der regionalen Mundarten, sehe aber auch gelassen die Metamorphosen unserer Alltagssprache; dass jährlich Wörter verschwinden, dafür neue entstehen, sei ganz natürlich. So habe er durch seine «Feldforschung» erfahren, dass selbst alte Menschen mit dem Wort Umurkn – für Gurke – nichts mehr anfangen können. Je weiter von der Stadt Schärding entfernt, desto später sterben die ganz alten Begriffe aus; in den abgeschiedenen Flecken im Kobernauer Wald halten sie sich am längsten.

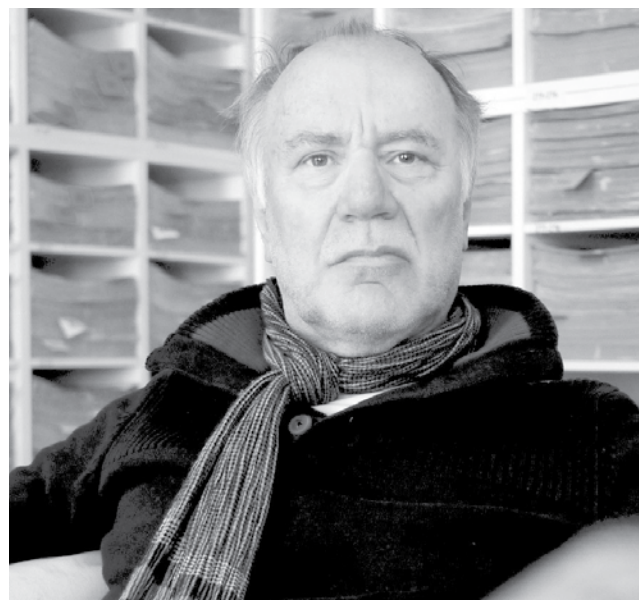


Foto: Mario Lang

Innviertlerischer Migrationshintergrund trifft auf Sammelwut: der Dialektwörterbuchmacher Ernst Stöckl

Kein Schärdinger, keine Schärdingerin geht mehr ins «Hoiz», wenn er/sie sich dem Wald zuwendet, und ob man in der Stadt noch weiß, was «afmandln» oder «afglein» oder «Beidarei» oder «Boucht» heißt, darf bezweifelt werden.

So eine Arbeit wird nie fertig

Stöckls Akribie und sein Vollständigkeitsanspruch (relativiert durch ein Goethe-Bonmot, das er an die Spitze des Vorworts stellte: «So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muss sie für fertig erklären ...») haben ihm, dem Laien, auch akademische Anerkennung gebracht. Mit Professor Scheuringer von der Uni Wien und Mag. Gaisbauer vom Stifter-Haus in Linz haben ihm zwei Profis unter die Arme gegriffen.

Hilfe brauchte er vor allem gegenüber dem großen Problem der Lesbarkeit der Mundart. «So flüssig wir Mundart sprechen können, so sperrig scheint uns ein geschriebener Dialektsatz», meint Ernst Stöckl. Es bedürfe gewisser Einübung, um diese Sätze möglichst rasch, fehlerfrei, sinnhaftig lesen zu können. Der Autor suchte sich aus den leider nicht standardisierten Lautschriftzeichen einige aus, um die Aussprache der Mundart einigermaßen lesefreundlich zu Papier zu bringen. Wenn in einem Wort bestimmte Konsonanten kaum ausgesprochen, oft nur abgehaucht oder fast verschluckt werden, sind sie durch Hochstellungen erkenntlich gemacht.

bleibt nur noch, Ihre bewundernswerte Neugier zu befriedigen; der Boucht ist der Bart, die Beidarei ist das lästige Wartenmüssen, afglein heißt auftauen, und wer afmandlt, stellt Getreidegarben zum Trocknen auf.



Buchpräsentation
Freitag, 17. April 2015
Arena Bar, 1050 Wien,
Margaretenstraße 117

Zur Einführung der Film
von Peter Kreindl:
DA RED NOU-GEN
(«Der Rede nachgehen»)
Beginn: 19.30 Uhr
Einlass: 19 Uhr
Eintritt: Spenden
erbeten.



«Vertrauter»

Iris Kaltenegger eröffnet sich und ebenso uns mit «Open House Wien» neue Stadtansichten. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

Entdecke deine Stadt: heute das Hochhaus in der Herrengasse. Das Gebäude, das nur aus der Ferne (etwa vom Spittelberg) die wahre Größe verrät, gilt als bürgerlicher Gegenentwurf zum Gemeindebau im Roten Wien. Auch heute residieren hier Gutsituierte, die von der Armutsgrenze ungefähr so weit entfernt sind wie die elegante Herrengasse von den schmucklosen Ausfallstraßen am Stadtrand.

Nur wer hier wohnt oder beruflich zu tun hat, wird vom Portier willkommen geheißen. Wer dennoch die grandiose Aussicht vom zwölften Stock genießen will, möge sich das Wochenende 11./12. September 2015 vormerken: An beiden Tagen, Samstag wie Sonntag, soll es wieder Führungen im Hochhaus geben – im Rahmen der Entdeckungstour «Open House Wien».

Türen geöffnet hat auch das Eigentümerduo des Metroverlags, das mit seinen Büchern im vierten Stock eingemietet ist. Bis auf Weiteres haben die Hamtils dem Open-House-Team ein Zimmer zur Verfügung gestellt. Dort trifft man zuweilen auch eine der beiden Gründerinnen, die Architektin Iris Kaltenegger.

«Wir haben viele positive Reaktionen bekommen», erklärt Kaltenegger auf die Frage, warum sie sich das bis dato ehrenamtliche Engagement antut. Tatsächlich kamen zum ersten «Open House Wien» (im September des Vorjahrs) 30.000 Interessierte, um eines oder auch mehrere Gebäude bei freiem Eintritt von innen kennenzulernen. 70 Gebäude standen an zwei Tagen offen, knapp 200 Freiwillige übernahmen die Führungen. Tatsächlich zeigten sich viele Besucher_innen begeistert,

kündigten auch an, dass sie wieder kommen wollen.

«Ich habe die Open-House-Idee in London kennengelernt», erzählt die Architektin, die in London studiert und gearbeitet hat. An einem Wochenende im September 1999 habe sie sich noch gewundert, dass die ganze Stadt auf den Beinen schien. «Im Jahr darauf war ich auch eine von den vielen.» Begeistert hat sie damals die Führung durch die legendäre Direktion der Lloyd's Versicherung.

«Open House London» wurde so zu einem Pflichttermin während ihres siebenjährigen England-Aufenthalts, der Besuch ausgewählter Gebäude (800 stehen bei OHL zur Auswahl) hat ihr die City ein Stück nähergebracht. Nachvollziehbar ihre Erfahrung: «Jedes Haus, das man von innen gesehen hat, macht einem die Stadt vertrauter.»

Nach ihrer Übersiedlung von London nach Wien und der Geburt ihrer Tochter wurde sie von ihrer Kollegin Karin Tschavogova ermutigt und auch tatkräftig unterstützt, das Open-House-Konzept mit all seinen Aha-Effekten und Nebeneffekten in der Donaumetropole zu etablieren.

Entdecke deine Stadt, so lautet das Motto von «Open House Wien». Dass sie während der langen Zeit der Vorbereitung (Hauseigentümer_innen, Mitstreiter_innen und Sponsor_innen mussten gefunden und überzeugt werden) nicht aufgegeben hat, sagt auch etwas über die Person und die Lebensgeschichte von Iris Kaltenegger. Sie eine fremde Stadt aneignen, sich verwurzeln – das musste die gebürtige Salzburgerin aus Kuchl schon öfters: «Während des Studiums habe ich

Türöffnerin: Iris Kaltenegger lädt ein, Wien von innen kennen zu lernen



40 Lokalmatador_innen – in einem Buch: Dieses Kompendium ist noch im Augustin-Büro und bei Ihrem_Ihrer_Kolporteur_in erhältlich. Es kostet: € 8,-.

LOKAL-
MATADORIN
No 338



längere Zeit in Graz, La Coruña und eben in London gelebt.»

Überall haben ihr freundliche Menschen beim Verwurzen geholfen. Und es war auch die ortsübliche Architektur. Dazu die These der Architektin: «Erst wenn einem auf dem täglichen Weg zur Arbeit ein außergewöhnliches Geschäftsportal, ein Haustor oder sonst ein Detail nicht mehr auffällt, ist man richtig angekommen.»

Ihr Bemühen, Open House in Wien zu etablieren, wurde anfangs – wenig überraschend – nicht euphorisch begrüßt. Kaltenegger erinnert sich: «Viele Leute haben mir gesagt, dass sie das Konzept prinzipiell gut finden, dass sie sich aber nicht vorstellen können, dass so etwas bei uns funktioniert.» Erst als etablierte Institutionen und international tätige Firmen ihre Unterstützung zusicherten, begannen sich die Türen schneller zu öffnen.

Bis dato ist die Finanzierung der zweiten Wien-Veranstaltung nicht zu 100 Prozent gesichert. Dessen ungeachtet möchte die Organisatorin, die drei Tage pro Woche im Architekturbüro eines Kollegen arbeitet, bis September die Zahl der offenen Häuser auf 100 erhöhen. «Mein Ziel ist es, den Menschen näherzubringen, woran sie gute Architektur erkennen können und wie sie sich auch selbst in Entscheidungsprozesse einbringen können.»

Dass das Hochhaus in der Herrengasse auch 2015 zu ihren persönlichen Highlights zählen wird, davon ist auszugehen. Auch das Meisterwerk von Otto Wagner, die Postsparkasse, darf nicht fehlen. Da das Spektrum von Open House alle Epochen und Funktionen umfassen soll, öffnen sich auch wieder die Künstlerateliers im Turm des Lassallehofs, die alten Speicher im Alberner Hafen oder die modernen Firmenzentralen von Microsoft Österreich und der Volksbank. Sowie der Campus der Wirtschaftsuniversität im Prater.

Die Augen der Architektin leuchten. Am Campus ist sie im Rahmen der Architectural Tours als Guide selbst öfters im Einsatz. 2015 möchte sie darüber hinaus die Ränder der Stadt erobern, dort Cluster bilden, damit sich die längere Anreise ins urbane Outback auszahlt. Womit am Ende auch bewiesen ist, dass sie selbst in Wien angekommen ist.

Über die wahrscheinlich hinterlistigste Magistratsabteilung Wiens

Formularwahnsinn. Ein Erfahrungsbericht

Für kleine Kulturinitiativen und -vereine und vor allem für Künstler_innen, die jenseits der Hoch(subventionierten)kultur tätig sein wollen, besteht Wien aus Formularen, Geldmangel und anderen Schikanen. Die Schriftstellerin El Awadalla hatte ein Veranstaltungsidee – und listete für den Augustin die «Sekkierereien» auf, die ihr diese Idee einbrachte.

Ich wollte im jänner 2014 einen gebärden-poetry-slam veranstalten. zu diesem zweck habe ich im herbst 2013 beim bund, also beim sich ständig umbenennenden kunstministerium angesucht. dieses befand, ein gebärden-poetry-slam sei nicht überregional interessant und lehnte eine finanzierung ab. der 6. wiener bezirk sagte mit großer verzögerung 1000 euro zu, was aber viel zu wenig ist. denn für einen gebärden-poetry-slam braucht es dolmetscherInnen, die von laut- und gebärdensprache und umgekehrt dolmetschen und sich entsprechend darauf vorbereiten müssen, gemeinsam mit den autorInnen.

das geldaufstellen dauerte also noch ein weile. in kooperation mit dem gehörlosenbund und der Grünen Bildungswerkstatt Minderheiten konnte der gebärden-poetry-slam ende mai 2014 über die bühne gehen. die MA 7, die sogenannte kulturabteilung der stadt wien, die das von den bezirken

genehmigte geld auszahlt und abrechnet, fragte schon am 7. feber 2014 an, wann denn der slam stattfinden würde. so fix war die MA 7 beim auszahlen des geldes nicht, es kam erst im oktober.

dann fingen die sekkierereien erst richtig an. das buntformular musste ausgefüllt werden, wurde beanstandet, noch einmal ausgefüllt, wieder beanstandet usw. ich kam mir schon ziemlich deppert vor, zu blöd, um ein formular richtig auszufüllen. da ich von kollegInnen dasselbe hörte, startete ich eine kleine umfrage zum formularwesen in stadt und land und bund. die antworten waren größtenteils erschütternd. einige beispiele der ungenannt bleiben wollenden kulturaktivistInnen (sie wollen sich ja nicht noch mehr schwierigkeiten einhandeln):

frau A: «Ich kämpfe seit Jahren mit den Lebenszeit raubenden Formalitäten der Stadt, die weit entfernt von leicht verständlich und leicht anwendbar

sind! Keine der Magistrats-Mitarbeiter_innen konnte mir bisher Grundstruktur und Funktionsweise des Formulars so erklären, dass ich schnell und einfach einreichen und abrechnen konnte. Es wird zudem angesichts der oft falsch gewählten Zeile oder Spalte immer wieder mehr oder weniger direkt mit Rückzahlung gedroht.»

frau B: «Das Abrechnungsformular war unausfüllbar und unerfüllbar. Wir haben nicht gewusst, wie's geht. Zwischen der Zusage auf der Basis einer MA-7-genehmen Kostenrechnung und der endgültigen Abrechnung ist irgendwas passiert. Wir mussten, glaub ich, fünfmal was bei der Abrechnung nachbringen, anders schreiben usw. und am Schluss 330 Euro zurückzahlen.» die gesamtfördersumme war bei diesem projekt 2000 euro.

frau C: «Ich habe festgestellt, dass die Damen und Herren in der MA 7 auch nicht glücklich sind; erstens müssen sie auch damit arbeiten, und zwar haufenweise, und zweitens gibt es immer wieder Änderungen und neue Formulare, die sie selbst verwirrend finden oder unnötig.»

herr D: «Ich habe mich in die vorgesehene Rolle des Bittstellers (bzw. des M-Parts in einem Sadomaso-Spiel) gefügt, den Vereins-Vorsitz unter anderem deshalb aber wieder aufgegeben, weil mir das auf die Dauer nicht liegt. Es ist anscheinend unmöglich, so einzureichen oder abzurechnen, dass es keine Beanstandungen gibt.»

frau E: «also hab ich ALLE rechnungen kopiert (und eingescannt), alle in die beilagenliste eingetragen (online), alle in das excel-blatt (immer noch bunt) eingetragen und den krempel weggeschickt. dann bekam ich ein vorläufiges ok für die abrechnung. zeitraum bis dahin ca. 8 monate. ich bin nicht mehr kassier, hoffe aber, dass das vorläufige ok ein endgültiges wird, und mein nachfolger den scheiß nicht mehr anrühren muss.» die förderung durch den bezirk machte diesem fall 100 euro aus.»

herr F: «U. a. wurde mir unterstellt, ich hätte dieselbe Honorarnote doppelt verrechnet, nämlich der Literatur und der Stadtteilkultur. Dafür hab ich von der Stadtteilkultur erst jetzt die Bestätigung meiner korrekten Abrechnung für 2013 bekommen – zusammen mit der für 2014.»

meine zweifel an meinen geistigen fähigkeiten waren nach lektüre dieser rückmeldungen beiseitigt. es ist also absicht, ein vollkommen unausfüllbares formular als barriere gegen die kleinen veranstalterInnen aufzubauen, damit sie die stadt in ruhe lassen – zu einem anderen schluss kann man da nicht kommen.

aus SPÖ-kreisen ist immer wieder zu hören, schuld an dieser art der abrechnung seien die grünen mit ihren forderungen nach transparenz. auf nachfrage bei grünen ergibt sich allerdings ein anderes bild. in manchen bezirken wird das kulturbudget seit jahrzehnten zwischen SPÖ, ÖVP und FPÖ aufgeteilt, ohne dass sich jemand ansieht, was denn förderwürdig wäre. diesen fröhlichen proporz versuchten die grünen aufzubrechen, auch im großen. Klaus Werner-Lobo, grüner gemeinderat dazu: «ja: die grünen fordern transparenz ein, das bezieht sich aber vor allem auf mit millionen subventionierte kulturtanker

und deren hochbezahlte leitungen, wo immer wieder zu steuergeldverschwendung im großen stil gekommen ist.»

als besonders schikanös gelten die abrechnungsmodalitäten der MA 57 (frauenabteilung). dort heißt es, der stadtrechnungshof, der immer von den jeweiligen oppositionsparteien besetzt sei (derzeit FPÖ und ÖVP) prüfe besonders gerne die frauenabteilung. diese aber würde sich im hintergrund sehr bemühen, dass keine förderungen gestrichen oder zurückbezahlt werden müssten, wovon die kleinen fördernehmerInnen meist nichts mitbekämen. ◀

Freundliche Grüße

Im Folgenden: Originalton MA 7. Die hier aufgelisteten Mails der Kleinkulturverhinderungsabteilung an die Poetry-Slam-Veranstalterin stellen nur einen Teil der Berichtigungs-Aufforderungen dar. Der komplette E-Mail-Ausstoß in dieser Angelegenheit würde dreimal so lang sein ...

5. Dezember 2014 (ein halbes Jahr nach der Veranstaltung). Sehr geehrte Damen und Herren! Ich habe Sie in meiner E-Mail vom 28. November 2014 gebeten, mir die vollständig ausgefüllte Kostenkalkulation (analog zur Einreichung) zu übermitteln. Sie haben mir jedoch die Belegaufstellung gesendet. Anbei befindet sich ein Leerformular der Kostenkalkulation, damit Sie wissen, um welches Formular es sich handelt. Die vollständige Kostenkalkulation ist bis spätestens 19. Dezember 2014 zu übersenden. Freundliche Grüße

22. Dezember 2014. Sehr geehrte Damen und Herren! Die Kostenkalkulation ist unvollständig, da die Einnahmen fehlen. Außerdem wurde die Abrechnung-Spalte nicht ausgefüllt. Hier müssen die tatsächlichen Einnahmen und Ausgaben eingetragen werden. Die korrigierte Kostenkalkulation ist bis 05. Jänner 2015 zu übermitteln. Freundliche Grüße

29. Jänner 2015. Sehr geehrte Damen und Herren! Bezüglich der Abrechnung Ihrer Förderung für das Projekt «2. Wiener Gebärden-Poetry-Slam» von 27. bis 29. Mai 2014 wird um Vornahme folgender Korrektur gebeten: Die von Ihnen zuletzt gesendete Kostenkalkulation stimmt in der Spalte «Ansuchen», doch die Spalte «Abrechnung» ist so gut wie leer. Hier müssen alle tatsächlichen Einnahmen und Ausgaben eingetragen werden, die das Projekt betreffen. Zudem ist die vom 6. Bezirk

erhaltene Förderung in der Spalte «Abrechnung», in der Zeile «Subvention Bezirk» einzutragen. Die korrigierte Kalkulation ist bis spätestens 12. Februar 2015 zu übermitteln. Freundliche Grüße

13. Februar 2015. Sehr geehrte Damen und Herren! Ich bin zur Zeit auf Urlaub und ab 16. Februar 2015 wieder erreichbar. Meine Kolleginnen, Frau ... oder Frau ... stehen Ihnen bei Fragen gerne zur Verfügung. Ihre E-Mail wird NICHT automatisch weitergeleitet. Freundliche Grüße

12. März 2015. Sehr geehrte Damen und Herren! Bezüglich der Abrechnung Ihrer Förderung für das Projekt «2. Wiener Gebärden-Poetry-Slam» von 27. bis 29. Mai 2014 wird um Vornahme folgender Korrektur gebeten: Die von Ihnen zuletzt gesendete Kostenkalkulation stimmt in der Ansuchen-Spalte, doch die Abrechnung-Spalte ist bei den Ausgaben leer. Bitte tragen Sie hier alle Ausgaben, die das geförderte Projekt betreffen, ein. Dies müssen zumindest (laut Belegaufstellung) 1.000,00 EUR sein. Sollten Sie nicht mehr Ausgaben haben, muss die Förderung zurückbezahlt werden. Ich schicke Ihnen anbei nochmals die Kalkulation zum Bearbeiten mit, außerdem auch die von Ihnen zuletzt gesendete Kostenkalkulation mit Notizen von mir darauf. Die korrigierte Kostenkalkulation ist bis spätestens 26. März 2015 zu übermitteln. Freundliche Grüße



Der Kult im Abo

AUGUSTIN

Österreichs erste Boulevardzeitung sozial, unbestechlich, subventionsfrei

1 Jahr Augustin um 85 Euro

(23 Ausgaben, Preis inkl. Zustellung in Österreich)



Abo-Tel 01-587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo

Alte, neue Leidenschaft: Proletenpassion 2015 ff. in Meidling

Euch die Siege, uns die Gräber

«Ihr hattet die Siege und wir hatten die Gräber», «Wir lernen im Vorwärtsgen» und «Die letzte Schlacht gewinnen wir» sind markante Sprüche aus dem Kultwerk der 1970er-Jahre mit dem Titel «Die Proletenpassion». Vier Jahrzehnte nach Entstehen der Originalfassung gibt es jetzt eine Inszenierung im Werk X als Theaterstück und ein Buch im Mandelbaum Verlag als Fortschreibung. Karl Weidinger sprach mit der Musikerin Beatrix Neundlinger und dem Autor Heinz R. Unger.

Sie bezeichneten sich als eine «Folk-Band für Polit-Rock und musikalische Agitation», so hieß das damals völlig ironiefrei, mit kritischen Texten aus der Feder von Heinz Rudolf Unger. Der gebürtige Wiener hatte seine Anfänge als Schriftsetzer hinter sich. Ab 1969 fing er an, hauptberuflich zu schreiben. Mit «Zwölfeläuten» erzielte er später einen weiteren Erfolg.

«Die Schmetterlinge waren eine aufstrebende Musikgruppe und bekamen eine Einladung, in einer Kirche ein Konzert zu geben», erinnert sich der Autor. «Kirche, warum nicht! Also machten wir so eine Art Passion -- nur haben wir die linke Position reingebracht.» Und Mastermind Unger beschäftigte sich mit der Passion als Leidenschaft – als eine Geschichte des Leidens.

«Wir haben damals in jedem Audimax gespielt. Und am 30. April oder am 1. Mai haben wir dreimal gespielt, mindestens», sagt Beatrix Neundlinger rückblickend zu ihrer Leidenschaft für gesellschaftliches Engagement und politisches Lied. «Was wir schon damals für eine Funktion hatten, war, den Kampf der Linken zu verstärken. Als Selbstverständnis, die Geschichte als Abfolge von Klassenkämpfen und nicht der Herrschenden zu sehen.»

Nach der Uraufführung 1976 und der Tournee durch den gesamten deutschen Sprachraum bekam das Werk rasch Kultstatus und wurde zum ohrwurmtauglichen Wegbegleiter von Generationen. In insgesamt 65 Liedern (auf drei Vinyl-Schallplatten in einer Box) werden die letzten 500 Jahre als eine Geschichte des Klassenkampfes aufgearbeitet. Der erste Abschnitt handelt von den Bauernkriegen, als die Leibeigenen erste Gehversuche in Richtung Freiheit und Unabhängigkeit



Heinz R. Ungers «Proletenpassion ff.» als Neufassung der «Geschichte von unten» und Dokumentation der Urfassung ist im Mandelbaum Verlag mit 224 Seiten erschienen und kostet 19,90 Euro im Buchhandel. «Proletenpassion 2015 ff.» Die Inszenierung von Christine Eder im ehemaligen Kabelwerk Meidling, dem Werk X in der Oswaldgasse 35 A, ist noch bis Ende April zu sehen.

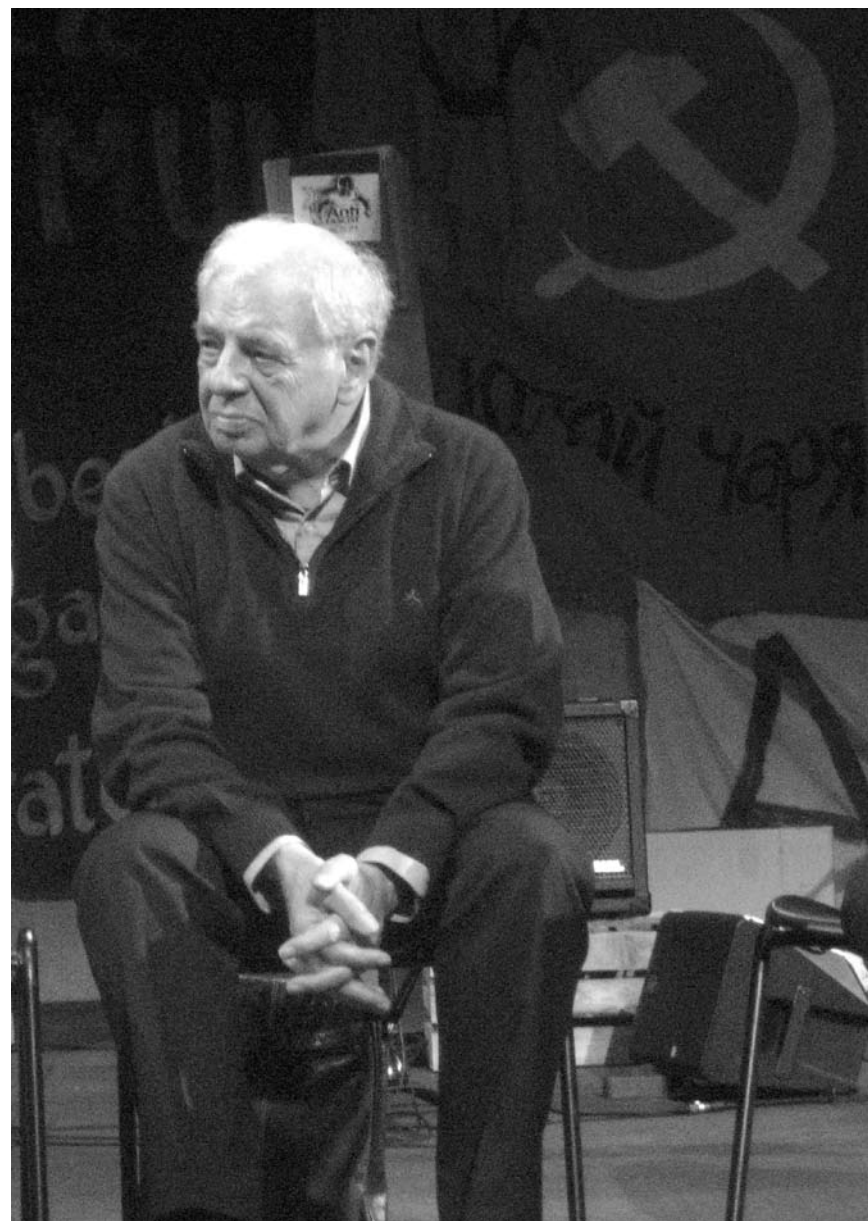


FOTO: KARL WEIDINGER

unternahmen, die aber allesamt blutig niedergeschlagen wurden.

Heinz R. Unger macht einen historischen Verweis: «Bertolt Brecht sagte, dass die Bauernkriege die größte Katastrophe der deutschen Geschichte waren. Brecht sagte das in den 1930er-Jahren, noch bevor die noch größere Katastrophe der NS-Zeit stattfand.»

In der aktuellen Theaterinszenierung beschwört die Musikerin Eva Jantschitsch alias «Gustav» den revolutionären Geist und verpasst dem angejahrten Liedgut einen zeitgemäßen Touch. Heinz R. Unger

vergleicht die Produktionsbedingungen. «Damals hatten wir eine Vorbereitungsphase von zwei Jahren. Die Neufassung fürs Theater dauerte nur wenige Monate – gemacht und gespielt von Leuten, die damals noch gar nicht auf der Welt waren.»

Das Wort ist heute weniger wert als vor 40 Jahren

Beatrix Neundlinger war Mitwirkende bei der Originalfassung. Ebenso wie Autor Heinz R. Unger war sie zur Premiere



FOTO: ANDREAS MÜLLER

nach Meidling geladen und schildert ihre ersten Eindrücke: «Die Neufassung ist sehr heutig, informativer – weil mehr Multimedia eingesetzt wird. Und bei Sachverhalten, die wir künstlerischer und literarischer aufbereitet hatten, werden nun durch Multimedia die Zusammenhänge mehr erklärt.»

Autor Unger ergänzt: «Dass es heute so aufbereitet wird, mit Bild und Einspielungen und elektronischen Mitteln, das hat auch damit zu tun, dass in den 40 Jahren, die seither vergangen sind, das Wort verloren hat in der Wertigkeit gegenüber dem Bild. Es wird viel mehr über das Bild vermittelt und durch oberflächliche Nachrichtenvermittlungen.»

Kritiker attestierten der Aufführung: «Endlich einmal nicht durch ein Übermaß an Ironie zerbrochenes Schulterzuck-Theater, endlich einmal keine gelähmte Ratlosigkeit, endlich einmal Mut zur klaren politischen Haltung – So sitzt man zufrieden in einer fetzigen, retro-schicken Veranstaltung.» Und weiter: «Die Originalmusik der Klassenkampf-Kanzonen wurde entschlackt. Und der domestizierte, mehrstimmige Schönklang der Schmetterlinge zur existenzialistischen Selbstbefragung mit ungewissem Ausgang kommt nun als analoges Werk im digitalen Zeitalter an.» Böse Zungen behaupten, die Schmetterlinge hätten in erster Linie Balladen produziert, wo am Anfang die 12-saitige akustische Gitarre und Neundlingers Querflöte standen.

Heinz R. Unger (linke Seite) und Beatrix Neundlinger predigen nicht mehr die Revolution. Doch sie fahren fort, den Widerstand zu predigen

„Gustav verpasst dem angejahrten Liedgut einen zeitgemäßen Touch“

«Nein, es war Klavier und Querflöte», sagt sie lachend, «tja, und so hat es hier auch angefangen. Dann ging es aber anders weiter, was sehr beruhigend war für mich.» Frontfrau Beatrix Neundlinger begann nach der Matura das Studium der Rechentechnik, kehrte aber bald der technischen Hochschule den Rücken, um sich voll und ganz der Musik zu widmen. Es folgte die Gründung der Gruppe Milestones. Kurz darauf wurde sie Mitglied der legendären Combo Schmetterlinge – und der Rest ist, wie es so schön heißt, Geschichte.

Seit 2002 arbeitet Neundlinger als Supervisorin in der Erwachsenenbildung. Vor fünf Jahren erhielt sie das Goldene Verdienstzeichen des Landes Wien. Also ist der Titel Professorin nur noch eine Frage der Zeit? «Na, ich werde sicher nicht den Professortitel bekommen. Das Leben ist Ehrung genug für mich.»

Geschichte wird nicht nur gemacht, sondern auch geschrieben – und nicht von den Armen, Unterdrückten und Mittellosen. «Wir lernen im Vorwärtsgen» ist eine der Kernaussagen. Seit dem Erscheinen vor etwa 40 Jahren hat die Globalisierung rasant Fahrt aufgenommen, und die Menschheit hat sich im selben Zeitraum nahezu verdoppelt. Die Bauernkriege dauerten Jahrhunderte. Im Vergleich dazu ist der proletarische Kampf ein kurzer, bisher.

Heinz R. Unger erläutert: «Das Tempo hat sich vervielfacht, und es ist immer schneller geworden, bis in unsere Gegenwart. Jetzt haben wir eine globale Welt, und auch das Kapital ist global

vernetzt und war damals bei der Uraufführung bei weitem noch nicht so perfide und mächtig, wie es heute ist.»

Die letzte Schlacht gewinnen wir?

Das Proletariat ist nicht nur auf Arbeiterschaft und Erwerbstätigkeit beschränkt. Auch Formen wie Working Poor, Prekariat und marginalisierte künstlerische sowie gemeinnützige Tätigkeiten, die den Lebensunterhalt nicht mehr finanzieren können, gehören nun dazu.

«Wir haben den technischen Fortschritt, aber zugleich einen ethischen Rückschritt, mehrere Jahrhunderte zurück eigentlich. Wenn man sich anschaut, wie die Ausbeutung heute funktioniert, wird man unwillkürlich an die früheren Kolonialzeiten erinnert. Und wenn man sich überlegt, dass man in sklavenähnlichen Umständen lebt, dann sieht man, dass sich da eine Kluft aufgetan hat zwischen einem gigantischen technischen Fortschritt und einem sozialen Rückschritt.»

Doch lässt sich die Geschichte des Proletariats aus zeitgenössischer Sicht wirklich fortschreiben? Wann kommt denn nun die Revolution? Kommt sie überhaupt? Können wir die Geschichte noch immer als Abfolge von Klassenkämpfen lesen? Und Heinz R. Unger, was kann uns die Proletenpassion im Hier und Jetzt sagen?

«Was die Proletenpassion heute dazu sagen kann, ist nicht «Revolution, Revolution! Auf die Barrikaden!» – weil man ja nicht weiß, wie es danach weitergehen soll. Und weil man auch diesen gesamten globalen Prozess nicht überschauen kann von unserem heutigen Standpunkt aus. Aber was die Proletenpassion sagt, ist: «Widerstand, Widerstand» – im Sinne von Widerstehen gegen die Manipulation des eigenen Lebens.» Aber ob «wir» wirklich die letzte Schlacht gewinnen werden, wie in der Proletenpassion 1976 versprochen, steht noch immer in den (roten) Sternen. ◀

Musikarbeiter unterwegs ... auf Sänger-Spurensuche Für immer keine Angst

Im Jänner 2015 hätte der Sänger und Musiker Hansi Lang seinen 60. Geburtstag gefeiert. Eine Würdigung.

Unlängst in der Arena in Erdberg. Vor dem Konzert der US-Band Black Veil Brides versammeln sich schon nachmittags junge Menschen, in der Mehrzahl junge Frauen, vor der großen Halle. Zum Teil weit angereist korrespondiert ihr Look mit dem Namen der Metalcore-Formation, die sie sehen wollen. Eine eigene Art von Schönheit. Von Traurigkeit («black veil» = «Trauerschleier») aber keine Spur, es wird gesungen und an einem der ersten Frühling-nachmittage ist etwas von der Aufregung und Hingabe, dem unbedingt Lebens-durchdringenden des Rock'n'Roll auf dem Gelände zu spüren. Selbst die rapide ins Hochfrequente wandernde Geräusch-kulisse, als die Band eintrifft, klingt einfach richtig. Ein Vater fragt nach Tickets für sich und seine Tochter. Er ist fünf Stunden gefahren, sie kommen aus Ungarn ... Die Tochter beobachtet das Ganze mit einer Mischung aus Hoffnung – die Show ist ausverkauft – und Trotz. Ich denke an meine eigene Tochter im frühen Teenager-Alter, ein Konzert im Linzer Posthof, an einen Gig von Wheaton, einem vergessenen One-Hit-Wonder. «I'm just a teenage dirtbag, baby», geht mir durch den Kopf. Und Joe Strummers Lied für eine seiner Töchter, «Coma Girl». Ich rufe sie an.

Morgen beginnt hier

Sie mögen es vielleicht schon bemerkt haben, es herrscht gerade ein Hype österreichischer Musik. Selbst Medien, die zu konsumieren sich deswegen trotzdem nicht lohnt, müssen Wanda und Bilderbuch jetzt unbedingt gut finden. Dass im Zuge dessen ein im Grunde sperriges, fast karges Wunderwerk wie «Unser Österreich» von Ernst Molden und Der Nino aus Wien ebenfalls breite Würdigung erfährt, ist (un)poetische Gerechtigkeit. Ansonsten herrschen im Hype wieder österreich-typische Teilweisigkeit und offensiver Anti-Pluralismus (alle finden das gut, was alle gut finden) nicht zuletzt in der Geschichtspflege.



Foto: MARIO LANG

«Lauf, die Himmel stürzen ein ...»



Hansi Lang: Spiele Leben Live (CD & DVD), Schallter/Monkey
«The House And The Sun», Einseitige Vinyl-7" zum Record Store Day
www.hansilang.com

Der Herausgeber von «Unser Österreich», Walter Gröbchen, hatte als einer der Wenigen den 60er des 2008 verstorbenen Hansi Lang im Auge. Während dessen Alben aus den 80ern, von «Keine Angst» (1982) bis «Hansi Lang» (1989), mit Glück gebraucht zu kriegen sind, legte Gröbchen einen Livemitschnitt aus dem Jahr 1997 aktuell neu auf, dazu gibt es ein 1981 mitgefilmtes Konzert aus dem Metropol auf DVD. «Ich freue mich immer, wenn ich ihn im Radio hör», erzählt Hansi Langs Tochter Lisa, als die Musikarbeiter sie besuchen. Die werdende Mutter, Selbstständige in Karenz, ergänzt, dass ihr The Slow Club, Langs Band mit Thomas Rabitsch und Wolfgang Schlögl ab 2004 näher sind als die «alten» Sachen, weil sie dieses Musikmachen ihres Vaters unmittelbarer miterlebt hat. Und er damit weit glücklicher war, als die eigene



Vergangenheit wiederzuverwerten. Hätten wir erwartet (wir sind doch keine Fellner-Schergen!), in Lisas Wohnung ein Hansi-Lang-Memorial-Mausoleum vorzufinden, wären wir bitter enttäuscht. Hier wird ein eigenes Leben gelebt. Lisa betreibt die Homepage www.hansilang.com, und im Wohnzimmer steht – unbe-nutzt – der Plattenspieler ihres Vaters. Das musikalische Talent ihres Vaters verortet sie bei sich selbst nicht. «Ich bin oft genug mit ihm in der U-Bahn gefahren», sagt sie, als die Frage auftaucht, wie es ihrem Vater mit dem doch vorhandenen Personenkult um sich selbst gegangen ist.

Un glaublich, die Geschichte einer Psychologin (!!!), die 2,3 Wochen nach dem Tod Hansi Langs seine Tochter anruft. Sie hätte da einen Patienten, einen Fan, «dem geht es so schlecht», ob sie nicht mit ihm reden kann ... «Mein Hund zieht mich immer weg», lässt sie uns über die Hansi-Lang-Gedenktafel in der Nachbarschaft wissen. Wir bedanken uns und gehen zwecks Foto trotzdem zu eben dieser Gedenktafel, in Gedanken (sic!) und Gespräch über Hansi Lang und die positive Ausstrahlung, die Offenheit und Unverstelltheit seiner Tochter.

Beim schreibenden Revue-passieren-Lassen dieses Nachmittags läuft das Konzert aus dem Jahr 1997, aufgenommen im Rockhaus.

Fast wider Erwarten funktionieren diese 12 Lieder besser für mich als das 81er-Konzert in Bild und Ton. Hatte Hansi Lang in meinem Musikuniversum unmittelbar weder 81 noch 97 einen Platz (in den 80ern war Wien von Linz aus unendlich weit entfernt, und was wir als Wiener-Neue-Welle-Pseudo-Existenzialismus missinterpretierten ebenso ...) ist es erstaunlich, wie geläufig mir viele dieser Lieder sind. Wie gerade diese Liveversionen die Kraft und das Besondere von Hansi Lang über die Jahrzehnte und solche Distanzen hinweg wieder spürbar machen – einfach ein geiler Sänger und Texter! – manchmal auch gegen die Band und deren soundästhetische Bedenklichkeiten, die dabei trotzdem schon Sinn machen. Am Anfang des Metropol-Auftritts moderiert ein schöner Mensch das Konzert an: «Hansi Lang ist tot. Es lebe Hansi Lang!»

Rainer Krispel

Hausieren gehen war nur mit dem «Hausirbuch» erlaubt

Ringstraßen-Ausstellung zu Pracht und Elend

«Die Pflicht der öffentlichen Gewalten»

Für in Wien nicht heimatberechtigte Personen war im ausgehenden 19. Jahrhundert die öffentliche Armenfürsorge nicht zuständig. Das traf auf siebzig Prozent der über 70.000 in Wien lebenden Juden zu, die nach der Gewährung der Freizügigkeit im Jahre 1867 aus allen Teilen der Monarchie als Arbeitssuchende nach Wien gezogen waren. Die Wiener Bevölkerung hatte sich in einem halben Jahrhundert vervierfacht. Alle diese Menschen waren auf private Wohltätigkeit angewiesen, Bedürftigen sollten aber «die demütigenden Almosen» erspart bleiben, «Hilfe zur Selbsthilfe» war das Motto, ist in der Ausstellung «Ringstraße. Ein jüdischer Boulevard» im Wiener Jüdischen Museum zu lesen.

Zahl- und variantenreich waren die Diskriminierungsformen für jüdische Menschen, ob arm oder reich. Auch schon lange vor dem Nationalsozialismus. So durften Juden erst durch die Revolution 1848 eigenen Grundbesitz erwerben, und Kaiser Franz Joseph nutzte nach der Schleifung der Wiener Stadtmauern seine Kontakte zu jüdischen Bankiers und Unternehmern, die ihm Grundstücke abkauften und entlang der neu geschaffenen Ringstraße Paläste errichteten. Als



Foto: Jüdisches Museum

Zeichen ihrer erfolgreichen Integration in die Gesellschaft, aber auch der Verehrung für den Kaiser. Auf der anderen Seite durften arme Juden eben keine staatlichen Zuwendungen erhalten, und in der Ausstellung sind zahlreiche Bittbriefe zu sehen. Ebenfalls das «Hausirbuch» (sic!) der Rosalie Reichmann aus 1882, die, bis sie 85 Jahre alt war, hausieren gehen musste. Wie sie mussten sich viele Jüd_innen den Lebensunterhalt durch Hausieren sichern. Die verschiedenen Diskriminierungen spiegelten sich dann im Antisemitismus wider.

Der Journalist Max Winter schrieb 1901 über das Wöchnerinnenheim des Vereins Lucina unter der Präsidentin Marie Auspitz: «Es ist nur ein bescheidener Anfang, wie es sein sollte, in einer Gesellschaft, in der die öffentlichen Gewalten es nicht der immer unzulänglichen Privatwohlthätigkeit überlassen, jene Wohlfahrtseinrichtungen zu schaffen, die zu errichten die Pflicht der öffentlichen Gewalten, insbesondere der Verwaltung der Millionstadt wäre.»



www.jmw.at/de/exhibitions/ringstrasse-ein-juedischer-boulevard

kek

Chansonabend mit Anne Bennent und Joachim Kuntzsch

Pour Maman – Für Mama

Es sind Lieder vom Saufen, Selbstmord, Altwerden und von gebrochenen Versprechen. In einer Sprache, die das Publikum vielleicht kaum versteht, hat jedoch die Phantasie freien Lauf. Unkonventionell singt Anne Bennent die Klassiker von Boris Vian über Edith Piaf, Joseph Kosma bis hin zu Jacques Brel. In der «Welt» nennt man sie die erotischste Krähe. Das trifft es sehr genau. Denn «schön» ist ihr Gesang nicht, aber so intensiv und voller prallem Leben.

Über Anne Bennent braucht man eigentlich nicht zu schreiben, ihr Name ist in aller Ohr und ihre Kunst der Interpretation zweifelsohne einer der gekonntesten. Anne war an der Burg, das ist deutlich spürbar in Sprache und Ausdruck. Das Wunderbare an Annes einzigartigem Chansonabend ist ihre Verbindung zu Maman, der Mutter. Wie diese Beziehung war, entzieht sich dem Publikum, aber es wird jede und jeden daran erinnern, wie das Verhältnis zur eigenen Mutter ist. Anne Bennents Mutter war bis 2010 an jedem Abend auf der Bühne real präsent, als Maman.

Anne Bennent erzählt: «Warum ich seit 25 Jahren dieselben Chansons singe: 1987 begegnete ich Joachim Kuntzsch. Er hat aus meiner Lust und meiner Angst zu singen eine Energiequelle herausgefordert, die nicht mehr versiegt. Da wurde der alte Wunsch wach, Lieder zu singen, die ich von meiner Mama kannte und aus der Zeit meiner Schauspielschule in Paris. Ich machte mich auf die Suche, hörte viel Altes.» Reizvolle Ambivalenz zwischen bourgeois Herkunft und persönlicher politischer Haltung ist in ihrer ausdrucksstarken Sprache und Körpersprache zu erleben. Das Burgtheater schrieb: «Die Bennent singt von Liebe, erfüllt und unerfüllter, betrogenen und sehnsüchtiger. Unpathetisch, dafür voller ekstatischer Ironie und leidenschaftlicher Überzogenheit. Elementar!»

Jella Jost



Termine: Fr., 17. 4. bis So, 19. 4. 2015, 20 Uhr
Ort: DAS DORF – 1030 Wien, Obere Viaduktgasse 2
Eintritt: € 22,-/17,-
Reservierungen: www.dasdorf.at oder
(01) 20 82 650

Julia Zdarsky, Lichtarbeiterin

Erleuchtung garantiert

Am Anfang war das Licht. Auch das Wort war da. Dann kam das Bild. Und damit einhergehend die Visualisierung des Textes. Oder mit anderen Worten: die Projektion.

Julia Zdarsky agiert unter dem künstlerischen Label «starsky» (www.starsky.at), ist aber auch unter «x-radz» oder «niemand» bekannt. Ihre Veranlagung ist multimedial. Ihre Installationen sind interaktiv und mehr als nur hintergründige Farbenspiele, weil sowohl live als auch in Echtzeit, wie auch stets mit politischem Background.

Ihre Umsetzungen («Visuals») lassen einen Raum im Raum entstehen. Aus starren Oberflächen entpuppen sich kommunikative Felder und eröffnen eine Metaebene. Diese Mehrschichtigkeit lässt eine collagenhafte Kombination entstehen.

Die 1967 in Wien geborene Magistra der «Angewandten» geht ihrer Tätigkeit bereits seit mehr als zwei Jahrzehnten nach. Seit 1991 unternimmt sie bildnerische Interventionen als moderne Kommunikationsform. Die Grenz-gängerin zwischen Sub-, Pop- und Hochkultur setzt auch auf die emotionale Seite: «Visualisierte Gefühle – flüchtig, aber unvergesslich.»

Die Lichtarbeiten von Julia Zdarsky vermitteln eine neue Dimension. Nichts, was nicht von ihr in Farbe, Form, Wort und Licht getaucht werden könnte: Architektur, Struktur, Umwelt, Landschaft, Natur, Bühnen, Kunstwerke und öffentliche Räume.

Starsky arbeitet mit Sprache, Phrasen, Grafik, Interaktion, Film und Animation. Die Projekte werden mittels verschiedener Steuertechniken wie ein Instrument live zur Musik gespielt und abgerufen. Keine Arbeit gleicht der anderen, weil das ganz spezielle Setting immer wieder eine eigene Note ergibt. Und der Impetus ihres Schaffens? Der Wille zur Veränderung. Die Lichtinterventionen dürfen auch aufrütteln, Diskussionen entfachen und einen Bewusstseinswandel anstoßen. Nach dem Motto: Erleuchtung garantiert.

Ein Gespräch mit Alexandra Gruber aus der Reihe «Zündstoff», die sich auf Künstlerinnen, Allrounderinnen, Vereine & Angebote von und für Frauen spezialisiert hat, gibt es nachzuhören.

Radio-Red



AKTUELL:
20 Jahre Starsky auf 328 Seiten
Katalogpräsentation
MAK
Mittwoch, 15. 4. 15, 19 Uhr
Stubenring 5, 1010 Wien
Radiolink: http://cba.fro.at/283201
Info: www.starsky.at
http://starsky-projections.com/

Ein geopoetischer Transferservice von
Wien nach Drohobytsch

Der Marshrutka-Express

Eine reale Reise vom Mythos Galizien in die wirkliche Westukraine gefällig? «Fritzpunkt» machts möglich! Ausgangspunkt ist das WienMuseum am Karlsplatz, wo zurzeit die Ausstellung «Mythos Galizien» zu sehen ist; das Museum kooperiert dabei mit der fiktiven Instanz «Galizische Botschaft», ein Projekt des Theaterkollektivs «Fritzpunkt», das sich schwerpunktmäßig den Sprachexperimenten der noch auf ihre Entdeckung wartenden Schriftstellerin Marianne Fritz widmet. Die «Botschaft» wird innerhalb der Ausstellung zu einem lebenden Exponat.

Interessierte können sich aus-suchen, ob sie die dreitägige Bus-reise (Marshrutka-Express, nach dem russischen Wort für Klein-bus-Sammeltaxis) in den Mo-naten April, Mai, Juni, Juli oder

August absolvieren wollen. Für den ersten Termin – 18. bis 20. April – muss man sich allerdings bis 4. April anmelden. Die Reise mit dem Marshrutka-Express ist als one way ticket konzipiert. Die Wiener Reisenden finanzieren mit ihrem Kostenbeitrag von 200 Euro ihre Hinfahrt sowie die Gratis-fahrt von ebenso vielen ukraini-schen Reisenden nach Wien.

Die erste Station ist Przemyśl, übernachtet wird dort im Hotel Weißer Adler. Das Programm in Przemyśl und Drohobytsch, der Endstation, ist intensiv und um-fasst Stadtführungen, Gespräche und Ausstellungsbesuche. Der or-ganisierte Teil der «Reise in eine aufgeladene Topographie» bricht in Drohobytsch ab. Ob die Mit-fahrenden dann nach Wien zurück-fahren oder den Ukraine-Aufent-halt um einige Tage verlängern



Foto: Fritzpunkt

i Galizische Botschaft
Eitelberggasse 4
1130 Wien
Tel./Fax: (01) 877 25 17
0 699 11685616
buero@fritzpunkt.at
www.fritzpunkt.at

Weitere Reiseternine: 9.–11. Mai, 13.–15. Juni, 11.–13. Juli und 8.–10. August 2015

Der erste Urlaub am Meer – mit Hubsli Kramar

Lauter schwarze Sackeln

Die Klassenspaltung der Gesellschaft betrifft alle ihre Bereiche – besonders auch die Kultur. Wie kann ein_e Kulturschaffende_r, sagen wir im Theater- und Filmbereich, damit umgehen? Wie dringt er oder sie mit seiner Botschaft, die Spaltung in Reich und Arm werde, trotz allgemeinem Reichtumswachstum, immer größer, an das Publikum? Vielleicht mit jener Doppelstrategie, für die der Wiener Regisseur, Schauspieler, Theatermacher und Aktionist Hubsli Kramar bekannt ist.

Schritt eins ist für Kramar die räumliche Lösung. Wenn die Leute nicht ins Theater gehen, soll das Theater zu den Leuten gehen: «Das Theater muss raus aus den Tempeln. Nur drei Prozent gehen ins Theater, aber das Theater gehört überall hin!» Schritt zwei ist, zumindest auf der Bühne diese Klassenspaltung zu hintertreiben, das heißt, Underdogs zu Schauspiel_innen zu machen. Das hat Kramar in vielen Theaterprojekten realisiert, unter anderem dadurch, dass er Augustin-Verkäufer_innen in seine Projekte integrierte. «Für das Publikum war oft nicht klar, wer der Profischauspieler und wer der Laie vom Augustin ist», sagt er.

Für seine Filmprojekte «Wonderful 1» und «Wonderful 2» hat er dieses Konzept auf die Spitze getrieben. Für den ersten, 2004 gedrehten Film fuhr er mit Lebensgefährtin, Kameramann und vier Underdogs (der

Großteil hatte noch nie das blaue Meer gesehen) an die kroatische Küste. Der zweite Film entstand zwei Jahre später in Venedig. Heidi Gross, Christa Preslicka, Hömal und Christian Vizsterczill – drei von ihnen vom Augustin – bewältigten ihre im Grunde fremden Rollen mit einem den Regisseur überraschenden Repertoire an spontanem Schmah. Sie spielten das, was sie sonst nicht sind – Tourist_innen. Sie schleckten Eis wie Menschen, die am Marktplatz Eis essen – aber inszeniert.

Ein Moment aus der Venedig-Episode. Heidi steht vor dem Österreich-Pavillon der Biennale. Sie ist ein wenig enttäuscht, gibt sich letztlich jedoch tolerant: «Ich hab' mir gedacht, die machen Werbung für unsere Berge und für Mozart, aber nein: Lauter schwarze Sandsackeln haben sie gezeigt. Aber: Die Kunst soll ihren freien Lauf haben, bitte sehr! Alles schön, alles wonderful, in the moment.»

Wer die selbstironischen Wuchtelldrucker bisher versäumt hat, kann sie in beiden Filmen im TOP Kino bewundern – und anschließend mit dem Regisseur debattieren.

R. S.

i Do., 9. April um 19.30 Uhr: «Wonderful 1»
Do., 30. April um 19.30 Uhr: «Wonderful 2»
1060 Wien, Rahlgasse 1
www.topkino.at

Aufg'legt



NEATPICKERS
«Feverish Hearts» (CD)
(Lindo Records)
www.neatpickers.com

Bruno Geissmann, ein Schweizer in Wien mit der Vorliebe für Country und Americana-Klänge. Diese Passion führte ihn auch für Jahre nach Johnson City, Tennessee. Das tat seiner Liebe keinen Abbruch, Blues und Country liegen auf der Straße, das Leben davon führt auf die Straße. Hank Williams wurde eingehend studiert und auch The Walkabouts dürften einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben. Zurück in Wien probierte sich Geissmann gemeinsam mit Tine Widmann. Eine Gitarre, zwei sich vervollständigende Stimmen. Diese Duo-Variante expandierte rasch, aktuell brennen sechs Herzen auf «Feverish Hearts». Verreisen Sie, ohne fortzufahren: Mit den Neatpickers lässt sich Tennessee-Feeling einsaugen, ohne sich die Schuhe staubig zu machen. Das ist doch was!



HOTEL MORPHILA ORCHESTER
«Face To Face» (Vinyl/CD)
(Monkey Music)
www.peter-weibel.at

«Folge deiner DNA», bedeutungsschwer beginnt 33 Jahre nach «Schwarze Energie» das zweite Werk des von Peter Weibel und Loys Egg 1978 gegründeten Hotel Morphila Orchesters. «Sex in der Stadt» oder «Dead in the Head» gelten heute als Meilensteine einer Zeit, in der Wien farblich grau war wie seinerzeit Ost-Berlin. In der Hauptstadt der DDR konspirierten damals ebenfalls Künstler und Punks. Allein, die Dringlichkeit war eine andere. Mehr als eine Kulturrevolte, vor allem mit drastischeren Konsequenzen. Dennoch hat der Hippie-Kunst-Wave-Punk des HMO zu Hause brav umgerührt. Inzwischen ist der Künstler zum Direktor aufgestiegen und in einem Alter, wo Retrospektiven Jungspundtaten wieder ans Licht führen. So auch das HMO, das kürzlich im Museum-21-Haus konzertierte. Und jetzt noch ein neuer Tonträger. Was in den 80ern relevant und revolutionär war, wirkt aktuell museal bis zart langweilig. Ein nur teilweise gelungener, beschwörender Monolog mit Musikbeilage. Politische Bildung auf Rockmusik. Der Weibel-Sager «Die schönsten Strophen sind die Katastrophen» stimmt so auch nicht mehr ganz.

lama

Wenn wir müde sind ...

Wenn wir müde sind
sieht man uns in der U-Bahn
abends mit den Händen reden
Wir wenden sie, betrachten
das Gespinst der Falten an ihren Innenflächen
drehen sie, schauen,
ob Neumonde aufgehen an den Nagelbetten
fragen die Hände, was sie getan,
als wüssten wir's nicht

Die Jüngeren halten die Hände zusammen
wie eine Gürtelschnalle, eine Knospe, ein Knäuel
Frauen
schauen gern ihre Fußspitzen an
Wir Älteren bloß
verharren im Gespräch mit den Händen
halten die Augen leer,
als könnten sie nichts fassen
Blicken zu den Händen hinunter,
die erzählen, was heute unser Tag war,
beklagen das Ziehen der Müdigkeit,
die abgeschürften Stellen, die rauen Schlieren
prahlen von Geschicklichkeit und Umsicht
vergangener Heldentaten

Konstantin Kaiser

Die Warnungen von Dora Schimanko

«Zeiten»

Eine utopische Geschichte

In ihrer neuen Novelle «ZEITEN – eine Erzählung» spekuliert die Zeitzeugin und politische Aktivistin Dora Schimanko, in welcher Weise sich die Verhältnisse verändern würden, wenn ein Rechtspopulist (der «Wahre Vater») an die Macht käme ... Augustin freut sich einen Auszug aus «Zeiten» zu präsentieren. So beginnt die «Schlechte Neue Zeit»:

DER TAG X

Eva konnte sich zwar noch genau an die Gute Alte Zeit erinnern, als die Eltern noch miteinander über alles und oft ohne Grund gelacht hatten. Da spielte es nicht einmal eine Rolle, dass die Wohnung zu klein und das Geld eher knapp war.

Sie war auch die ganze Zeit in der Volksschule und später im Gymnasium neben ihrer besten Freundin gesessen. Was hatten die beiden miteinander gekichert! So manches Mal hatten sogar die Lehrkräfte dabei fröhlich gegrinst. Das alles gehörte zur Guten Alten Zeit.

Aber wann hat die Schlechte Neue Zeit wirklich begonnen?

Vielleicht als die Fragebögen erstmals in der Schule verteilt wurden? Damals konnten sich die Mädchen darüber noch lustig machen. Das wäre heutzutage nicht einmal denkbar! Das würde unbarmherzig bestraft werden: Je nach der betroffenen Lehrperson mit Nachsitzen, stundenlangem Abschreiben oder gleich mit dem Rohrstab.

Ja, es gab in der Schule auch wieder Schläge. Nur die Großeltern hatten das deswegen noch gekannt. In der Guten Alten Zeit konnten prügelnde Lehrer allerdings auch angezeigt werden.

Oder hatte die Schlechte Neue Zeit schon begonnen, als die vielen Überwachungsanlagen überall Kameras hatten: In

öffentlichen Verkehrsmitteln, in Hausfluren und in den Eingangsbereichen von Museen, Theatern und Kinos. Damals hatten die meisten Leute das als berechtigte Sicherheitsmaßnahme betrachtet und akzeptiert.

Warner als Spinner

Es gab Leute, die vor dem Verlust an Bürgerrechten, dem Abbau sozialer Sicherheit und der ausufernden Überwachung gewarnt hatten. Die wurden aber als ängstliche Spinner lächerlich gemacht.

Es galt die Behauptung: Wer nichts zu verstecken hat, braucht sich vor nichts zu fürchten.

Die Leute erfuhren erst wesentlich später, dass schon damals Millionen Telefongespräche in eine illegale Datensammlung aufgenommen wurden. Die winzigen Lauscher an der Wand fielen damals weniger auf als die gläsernen Augen.

Mutter sagte: «In dem Moment, da die Polizei willkürlich Kundgebungen verbieten, ganze Stadtteile absperren und Kritik wie auch Demonstrationen als kriminelle Tätigkeiten bewerten kann, ist der sogenannte demokratische Rechtsstaat in Gefahr!»

Das alltägliche Leben war noch das der Guten Alten Zeit, dachte Eva, da hatte die Schlechte Neue Zeit aber bereits schon angefangen.

An den sogenannten Tag X erinnerte sie sich jedoch deutlich. Da läuteten alle Kirchenglocken, aber auch die Alarmsirenen, als ob das ganze Land brennen würde.

Das Heer hatte unter irgendeinem Vorwand das Parlament und einige Ministerien besetzt.

In allen Straßen patrouillierten die Einsatzfahrzeuge der Polizei oder des Militärs. Und überall sah man plötzlich die Fahnen mit dem Riesenschirm und der Aufschrift: «Der Wahre Vater schützt euch!»

Der Wahre Vater war der Mann, der zuerst Bundeskanzler und dann Bundespräsident gewesen war, ehe er die ganze Macht im Staate an sich gerissen hatte.

Nach diesem Tag X hatte kein Mandatar mehr das Recht, etwas zu den neuen politischen Verhältnissen zu sagen oder gar zu bestimmen. Das Land war keine Republik mehr.

Im ersten Rausch hatten viele Leute noch dem Diktator zugejubelt: Endlich eine starke Hand, die der Korruption und der unerträglichen Gier der Mächtigen ein Ende bereiten wollte.

Kaum ein Jahr später war die Schlechte Neue Zeit voll etabliert. Nur wenige Bürger merkten, dass der Diktator nicht die Korrupten bestrafen ließ, sondern jene, die Bestechlichkeit bekämpften; dass nicht die Lügen und die Gier gebremst wurden, sondern nur die Kritik und die freie Meinung.

Es verbreiteten sich unter den Leuten geflüsterte Sprüche. Einer davon hieß: «Das Strom-Dom-Land ist jetzt zum Tochter-Sohn-Land geworden, aber wir haben jetzt noch weniger Rechte als die Kinder in der Guten Zeit.»

Als Gute Zeit wurde der Rechtsstaat, die Republik bezeichnet.



ILLUSTRATION: KARL BERGER

Oder hatte die Schlechte Neue Zeit schon begonnen, als die vielen Überwachungsanlagen überall Kameras hatten?

Der Begriff Gute Alte Zeit wurde dann geprägt, als der Wahrhafte Vater (im sehr schlechten Latein auch als «Papa Veritas» bezeichnet) seine Herrschaft nach dem Tage X Schöne Neue Zeit nannte.

Nach diesem Tag machte der Diktator die Gesetze ganz alleine, allerdings im Sinne der großen Banken und Konzerne. Denn sonst wäre er wohl kaum erst an die Macht gekommen?

Zwangmaßnahmen

Verschiedene Zwangsmaßnahmen wurden plötzlich eingeführt, die zunächst nur sogenannte Minderheiten betrafen; wer dachte als Junger schon an das Risiko der Invalidität? Wer war betroffen, wenn Invaliden-Pensionen nur für eine bestimmte Zeit und nicht wie in der Guten Alten Zeit auf Lebzeiten genehmigt wurden?

Alles, was nach Armut aussah, wurde in den Untergrund verdrängt. Betteln wurde ebenso verboten wie das Schlafen auf öffentlichen Plätzen. Die Gefängnisse, die ohnehin voll waren, wurden laut solcher Gesetze durch viele Arten von Arbeitslagern ergänzt.

Viele Leute erkannten diesen für alle gefährlichen Trend erst, als ihre nicht als angestammte Bürger befundenen Nachbarn abgeholt und in Lager verbannt wurden.

Das geschah aber Wochen nach dem Tage X und der sogenannte «Papaver» hatte schon längst durch Polizei und Bundesheer die Macht in Händen.



Dora Schimanko: ZEITEN – Eine Erzählung
Edition Tarantel, Wien 2015
Ca. 76 Seiten. 10 Euro



Buchpräsentation im
WERKL im Goethehof (Schütttaustraße 1, 1220 Wien)
Donnerstag, 2. April 2015, 19 Uhr

Eugen Bartmer: NONSENSENTRÜMPELUNG (Gedichte)
Dora Schimanko: ZEITEN (Eine Erzählung)

Eine weitere Lesung aus «ZEITEN» ist im Rahmen der
Kritischen Literaturtage, 14. bis 16. Mai 2015, geplant.
Der genaue Termin wird noch bekanntgegeben.
www.krillit.wordpress.com

Über die Autorin:

Dora Schimanko nimmt die Losung «Nie wieder!» ernst. Wo und wann immer sie befürchtet, dass «vergessliche Nazirelativierer» aktiv werden (auf Demonstrationen, sog. «Akademikerbällen» usw.), steht sie auf und spricht (oder schreibt) und erinnert daran, wie DAMALS alles begann und Gegner der bürgerlichen Demokratie ganz demokratisch die Basis der Demokratie zerstörten.

Als Sechsjährige wurde sie 1938 aus Österreich vertrieben; viele ihrer Verwandten wurden in KZs ermordet, wenigen anderen gelang die Flucht vor den Nationalsozialisten.

Nach ihrer Rückkehr in das von den Nazis befreite Österreich war sie in der Freien Österreichischen Jugend und dann in der KPÖ aktiv und absolvierte eine Lehre als Gärtnerin.

Und heute ist sie überall dort zu finden, wo mehr Demokratie eingefordert wird und demokratiefeindliche Tendenzen bekämpft werden; z. B. in den Initiativen «Rassismusfreie ZoneN» oder dem «Josefinischen Erlustigungskomitee», das für die Erhaltung des Augartens als öffentlichen Raum kämpft.

2006 veröffentlichte Dora Schimanko ihre Familiengeschichte «Warum so und nicht anders – Die Schiffs. Eine Familie wird vorgestellt», Theodor-Kramer-Gesellschaft.

Aus der KulturPASSage

Waschmittel kann Kunst sein

Was ist Kunst? Neben Musik, Tanz, Architektur und Schreibkunst sind natürlich auch Bilder und Skulpturen Kunst, wird jetzt jeder wahrscheinlich instinktiv antworten. Das stimmt natürlich, aber was ist mit Graffiti oder Verpackung, zum Beispiel Waschmittelkartons? Ist das auch Kunst?

Das dies auch Kunst ist bzw. wie etwas zu dieser werden kann, zeigt die Ausstellung «Ludwig Goes Pop» im Mumok. Hier wird die Kunstrichtung Pop Art durch hervorragende und gerade den Personen ab Ende 30 sehr wohl bekannten Bildern dargestellt. Aber auch jüngere Mitmenschen sind mit dieser Kunstrichtung konfrontiert. Da stellt sich natürlich die Frage, was ist Pop Art? Der als Vater der Pop Art bezeichnete Künstler Richard Hamilton erklärte dies einmal so: Sie ist populär, kurzlebig, entbehrlich, billig, in Massenproduktion hergestellt, jung, witzig, sexy, vergänglich, glamourös und Big Business. Dass dies auch die sogenannte City Pop Art beinhaltet, zeigt Claes Oldenburg

durch seine Darstellung der Menschen in den Straßen von East Side New Yorks. Was hier mir besonders auffiel, waren die extrem realistischen menschlichen Figuren, die seine Darstellung darbietet. Besonders die Szene der Obdachlosen ist hier bewundernswert.

Gerade die Personen, die diese Zeit miterlebt haben, werden sich vielleicht an die Bilder erinnern, die durch Setzen von Punkten entstanden sind, oder an Fotoreihen von Porträts, die mit reduzierten Farben dargestellt wurden.

Dass gerade die auch Fantasiefiguren wie Batman, Spiderman und so weiter, die in Comics vorkommen, zur Pop Art gezählt werden, mag vielleicht manchen entgangen sein. Und gerade in diesem Bereich trifft alt auf jung. Gerade die Personen, denen Graffiti ein Dorn im Auge sind, werden



«Bilder, die durch Setzen von Punkten entstanden sind ...» wie Roy Lichtensteins «Still Life» (1972)

Foto: Ludwig Goes Pop

sich wundern, wenn sie erfahren, dass dies zur City Pop Art gehört. Gerade mit diesem Wissen mag man jetzt so manche, im ersten Augenblick sinnlose Besprühung von Wänden, aus einem anderen Sichtwinkel betrachten. (Ich berücksichtige hier absichtlich nicht, dass dies, wenn vom Hauseigentümer nicht gewollt, den Tatbestand der Sachbeschädigung erfüllt.)

Abschließend möchte ich anmerken, dass gerade diese Ausstellung zur Einführung von Jugendlichen sowie Personen, die in der Welt der Kunst noch nicht so bewandert sind, ideal ist, da sie uns deutlich zeigt, dass wir tagtäglich, ob dies durch eine Waschmittelverpackung oder durch einen Comic oder durch die Darstellung in Schaufenstern geschieht, mit Kunst zu tun haben.

Thomas Eberhart



«Ludwig Goes Pop»
bis 13. September 2015
Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien
www.mumok.at

Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Kulturveranstaltungen und Kultureinrichtungen bei freiem Eintritt zu besuchen.
www.hungeraufkunstundkultur.at

TONIS BILDERLEBEN



Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (31)

Integrationsgeleier

Unser Hüseyin steht an einem dieser Märzmontage nach langer Zeit wieder sehr früh auf. Seinen Freund, den er bis zum letzten August jeden Tag gesehen hat, und sahen sie sich einen Tag mal nicht, telefonierten sie miteinander, hat er zum Flughafen gebracht. Nach 27 Jahren Wien, obwohl die Eltern und Geschwister in Wien sind, hat er diese Stadt verlassen. Integriert war er schon in Wien. Viele Politiker und Innen hat er gekannt. Trotzdem war es ihm hier nicht möglich, einen Job zu finden, um bei den Eltern und Geschwistern zu leben. Als Hüseyin ihn abholen will, wird er auch auf einen Tee rauf in die Wohnung gebeten. Stehend wird gefrühstückt. Da kommen die letzten Ratschläge für den Sohn. Vom Sohn kommen auch die letzten Ratschläge, sie mögen nicht miteinander streiten und aufeinander achten. Beide Elternteile sind über achtzig Jahre alt. Der Sohn und sein Vater umarmen sich. Der Vater weint. Aus den Augen des achtzigjährigen alten Menschen kommen Tränen. Unser Hüseyin entfernt sich von diesem Geschehen. Er kennt das von den eigenen Eltern.

Drei Tage vorher kommen die ersten Zeichen der Nervosität ans Tageslicht. Mit Trauer gehen Hüseyin und sein Freund in Richtung Auto. Eine kurze Stille, Innehalten im Auto. Hüseyins Freund wird immer leiser. Vielleicht das letzte Mal, dass er sie sieht. In die Türkei darf er, wie viele andere kurdisch-politische Menschen nicht einreisen.

Lange Zeit haben der Hüseyin und sein Freund sich immer wieder dieses Integrationsgeleier angehört. Man muss Deutsch können. Man muss sich integrieren. Man muss die Kultur der neuen Heimat respektieren und versuchen, darin einen Platz zu ergattern. Man muss Deutsch lernen. Hüseyin sagt, es wäre besser gewesen, statt in die Deutschkurse zu gehen, um Hochdeutsch zu lernen, die Kursgebühren in den Beiseln mit den Wienern in den Außenbezirken einfach zu versaufen! Wir hätten mit denen, die jetzt ÖVP, SPÖ und FPÖ wählen, weniger Probleme. Weil im Hochdeutschen ist es unmöglich, wenn man später «zugerast» ist, mit einem bestimmten Alter immer den richtigen Artikel zu treffen. Es ist besser, wie die Wiener in Wienerischen die deutsche Sprache anwenden, so würde keiner einem auf die Spur kommen, ob man den richtigen Artikel verwendet. Schade um die Kursgebühren. Hüseyin findet schade, dass er immer für nicht Integrationswillige herhalten muss. Mit vielen Gutmenschen Diskussionen eingehen muss, um denen die religiös-soziologischen Hintergründe zu erklären. Es ist auch immer die Rede davon, dass ein Integrationshintergründer, damit er oder sie in dieser Leistungs- und Wissensgesellschaft den Zug nicht verpasst, sich immer weiterbilden muss. Viele Freunde vom Hüseyin, die Unis in Österreich absolviert haben, bekommen keine Jobs. Viele von ihnen schreiben täglich Bewerbungen um Konzipientenstellen zu bekommen. Aber

vergeblich. Viele dieser Menschen machen irgendwelche Jobs, die unter ihrer Qualifikation sind. Es sind sehr viele Taxler mit Migrationshintergrund, die in Österreich studiert haben. Im Sozialbereich sind auch sehr viele. Menschen, die an den Kunst-Unis studiert haben, bekommen auch nicht adäquate Jobs. Anspruchsvolle Jobs werden sowieso unter den Parteigenossen aufgeteilt. Sozusagen ist alles in diesem Land einparzelliert. Menschen, die in den Achtzigern aus der Türkei nach Österreich als politische Flüchtlinge kamen, haben sich auch nicht unbedingt integriert. Sie haben immer das Gefühl, sie werden die revolutionäre Bewegung von Österreich und Deutschland aus weiter betreiben. Ist es die Ironie des Lebens oder des Kapitalismus? Europäische Länder, in denen die politischen Flüchtlinge aufgenommen worden sind, sind wiederum die Lieferanten der Waffen und der Ausbildung für Sicherheitundfoltermethoden gewesen. Anstatt für die Demokratisierung in den Herkunftsländern der Asylant_innen zu sorgen, haben sie einfach an die Kassen des Kapitalismus gedacht. Anscheinend hat das Geschäftsmodell allen Partnern was gebracht.

Herr Hüseyin überlegt sich auch nach so vielen Ausbildungen und Anstellungsabsagen, dem Land Österreich den Rücken zu kehren und mit seinem Freund zu den Eidgenossen zu gehen. Trotzdem wird der Hüseyin nach 34 Jahren keines der Parteibücher annehmen!

Mehmet Emir

LITERATUR SCHREIBEN ПИСАТЬ ESCRIBIR WRITE LITERATURE ЛИТЕРАТУРА LITTÉRATURE

Nicht korrekt schreiben, sondern literarisch schreiben!

Don't spell it correct, spell it literarily writing!
Buchstäblich schreiben, nicht rechtschreiben!
Literally writing, no correct spelling!

Nehmt mit, was ihr lest –
von der Zielpunktanzeige über die Tageszeitung zum Roman.
Take with you, whatever you read –
from the daily ad to the daily news to a novel.

Nehmt eigene Texte mit, ob niedergeschrieben oder im Kopf!
Vom Gedicht zur Anekdote bis zur Kurzgeschichte.

Take your own text with you, in your head or in your hands!
Poems, anecdotes, or short stories.

TERMINE – Dates:

Jeden 1. Dienstag im Monat
Nächste Termine: 7.4. und 5.5.

Das Schreiben verschränkt sich dienstags mit dem Tun.

Adresse – Address Augustin-Lounge

Reinprechtsdorfer Straße 31 (Hofeingang)
1050 Wien

Es freut sich
Look forward ...
Lale Rodgarkia-Dara
(lale@speis.net)



AUGUSTIN-SCHREIBWERKSTATT – AUGUSTIN LITERATURE-WORKSHOP

HELLA OSTEN ÜBER FRAUEN UND FEMINISMUS

Esra Özmen Calling EsRaP!

Über die emanzipierte Freiheitskämpferin Esra anno 2015

Hella Osten am Feminismus-Horizont

Das Autor_innen-Kollektiv «Hella Osten» beschreibt im feministischen Kontext weibliche Lebensläufe. Thematische Schwerpunkte sind junge Frauen, junge Flüchtlinge, junge Menschen aus dem sogenannten Osten. Warum West und was ist Ost? Wie beeinflusst unser geografisches Denken Menschen, denen wir begegnen? Was haben Grenzen mit Rassismus, Sexismus zu tun? Über Frauen zu schreiben heißt auch, sie sichtbar zu machen, ihnen Ausdrucksmöglichkeiten zu geben, ihre Meinung hörbar zu machen. Das ist der elementare Baustein der Kolumne. Das Autor_innen-Kollektiv will Sprachrohr sein, Überbringerin von wichtigen Botschaften der jungen Frauen für unsere Gesellschaft und österreichische Politik. Wir sollten allen gut zuhören. Im hellen Osten des Feminismus-Horizonts geht die Sonne auf.

Sitze im Café Jelinek am Kaffeehaustisch. Warte. Durch die großen Glasfenster sehe ich eine beeindruckende junge Frau mit wunderschönen gekräuselten dunklen Haaren. Ich glaube, es ist Esra. Ja, sie ist es, sie winkt mir zu, wir haben uns erkannt. Hier kommt sie: Esra Özmen, eine umwerfende Erscheinung, ein Kraftwerk an Selbstsicherheit, eine Frau, die in ihrem Körper elementar zu Hause ist. Was für eine Seltenheit! Was für ein Bild! Esra hat mit ihrem Bruder Enes Özmen eine Band. Sie rappen. Esra ist 24 Jahre alt und studiert an der Akademie der Bildenden Künste in der Postkonzeptuellen Klasse. Sie schreibt ihre Texte selber, natürlich. Als sie sich an meinen Tisch gesetzt hat, rappt sie kurz darauf los, einen Text voll Poesie und Schmerz:

-das Leben ist ein Meer, kalt, mit vielen Eisschollen
-keiner bewegt sich mehr, mir sind die Hände angeschwollen
-dazwischen bin ich geboren, vor Kälte erfroren
-zwischen zwei Kulturen, zwei Schollen verloren
-ich sollte auf der Eisscholle der Eltern stehen
-zwei Sprachen sprechen und in die Zukunft streben
-doch die Wiener Eisscholle ist auch mein Zuhause
-jedes Bein auf eine, ich taumle ...
-es beginnt zu schneien, ich baue mir einen Schneemann
-mit Liebe mit Herz, er war mein bester Freund
-er war meine Träume, meine Welt, mein Licht
-viele schauen geradeaus, rechts, links keine Sicht
-genau in dem Moment, wo alles schon fertig ist
-wo ich ihn umarme, und plötzlich zeigt die Sonne sich
-alles beginnt zu schmelzen, leer ist jetzt meine Hand
-wir wurden abgestempelt,
FREMD IM EIGENEN LAND!

Ich arbeite mit Metaphern, es ist mein Leben, sagt Esra trocken, ich schreibe und singe gegen Rassismus, Frauenrechte, Sexismus und Homophobie, aber ich gehe von mir aus, ich versuche über mich zu reden, über das Erleben des Fremdseins. Österreich ist meine Heimat, ja, aber ich könnte nicht sagen, ich bin eine Wienerin. Ich spreche viel Türkisch in meiner Freizeit, das Deutsch in der Schule – das habe ich nie geschafft. Emotion und Sprache sind eins, und ich wollte das

sein, was ich bin. Aber es stört mich nicht, wenn ich mit einem Typen Deutsch rede.

Deutsch ist ja hier Pflichtsache. Ich will frei sein in der Sprache, in der ich mich wohlfühle. Ich bin eine Freiheitskämpferin, und ich will selbstbestimmt leben. Aber ja, wir sind nicht alleine auf die Welt gekommen, ein System von Vater, Mutter, Schule, Gesellschaft wirkt auf uns ein, und du setzt deine Richtigkeiten auf diese Punkte.

Ich bin österreichische Staatsbürgerin.
Ich lernte Deutsch. Mein Großvater war Gastarbeiter in Wien:

Er sollte brav sein.
Er sollte leise sein.
Er sollte sich ducken.
Er sollte den Mund halten.
Er sollte auf den Boden schauen.
Er sollte nicht vor Österreichern Türkisch reden.
Aber er sollte sich integrieren!!
Das alles hat man mit meinem Großvater gemacht.

Ist das nicht Spott und Hohn, frage ich mich und versuche Esras flinker Rede wieder zu folgen. Es hat in der Schule begonnen, schildert Esra pulsierend und intensiv, aber nicht verurteilend. Bildung und Schulsystem haben wenig mit Integration zu tun, denn es ist nicht so, dass jedem und jeder so viel gegeben wird, dass alle auf einer Ebene ihr Leben leben können, ohne Druck.

Bei mir war 's so: Ich habe alles gelernt, alles auswendig. Zuerst war ich auf der Hauptschule, dann bin ich ins Gymnasium in die Karajangasse, eine tolle Schule, dort habe ich es geschafft. Die Karajangasse nimmt Migrant_innen und Flüchtlinge auf. Bei Kindern sollte man mit Freude arbeiten, sie sollen noch nicht den Druck spüren, sie sind noch Kinder und so kreativ, wenn man sie lässt. Für die Matura habe ich zehnmals so viel lernen müssen wie meine österreichische Nachbarin, die perfekt Deutsch konnte. Das war hart. Das sieht man nicht, dass wir türkischstämmige Jugendliche hundertmal mehr lernen müssen. Die Liebe zur Musik habe ich erst draußen gefunden. Auf der Uni hatte ich das Privileg, Einfluss zu nehmen. Ich bin in die Uni gekommen und habe gedacht, was ist das da, da war eine Performance, alles war neu, ich habe die Diktion nicht verstanden, lauter neue Wörter, die ich nicht kannte, und

so saß ich zwei Jahre auf der Uni und habe gewartet, bis der Wissensfluss in mich eingedrungen ist. Ich habe nichts abgelehnt und habe es in meine Welt integriert. Wenn der Strom weggeht, dann ist die Welt ganz dunkel, man weiß nicht, irgendwann kommt der Strom, dann leuchtet deine ganze Welt. Schöner kann man es wirklich nicht sagen, denke ich, und mir kommen die Tränen, wenn ich Esras Text wieder und wieder lese.

Das Leben ist ein Meer vergiss nicht zu atmen

Auf der Uni sprechen wir viele verschiedene Sprachen, wir reden hauptsächlich Englisch, und wir helfen uns gegenseitig, meint Esra ganz selbstbewusst. Sprache ist kein Problem, Sprache wird nicht missbraucht als Ausschließungsmerkmal. Ich bin jetzt im letzten Semester und mache sicher meine Doktorin. Ich hatte ein Projekt laufen in einer Berufsschule, wo die Österreicher dann auf Türkisch gerappt haben ... es war sehr schön. Wir haben auch gearbeitet mit dem Projekt «Akademie geht in die Schule». Das war für Jugendliche, die nicht wissen, dass es eine Kunst-Uni gibt. Viele fanden die Uni so cool – «Ich will das unbedingt machen ...»

Die Einsamkeit ist so tief hat kein Anfang oder Ende
Was spricht bist nicht du sondern deine Seele
Das Leben ist ein Meer vergiss nicht zu atmen
Bevor dich das Wasser nimmt lern zu schwimmen

Ich war ein Kind und wurde ins Meer geworfen
Unter Blondem war ich die Einzige mit schwarzen Locken
Ja ich war anders ist das mein Fehler
Die Wurzeln trägt man bei sich und zwar immer

Jetzt stell ich die Frage wie erklärt es sich Hautfarben bilden den Wert und wie ernährt es mich
Ist nicht jeder wertvoll wir sind alle gleich
egal ob Christ Moslem arm oder reich

Was dich nicht umbringt macht dich stärker
und der Kampf geht jeden Tag immer weiter
Es gibt keine Wahrheit in der Welt voller Lügen
Ich bin ein Ausländer mit Vergnügen!

GRAPHIC HELLA OSTEN



Ich streife kurz das Thema Religion. Bist du religiös?, frage ich. Heikles Thema, schaut mich Esra an. Man sieht immer das Äußerliche, aber Religion lebt in einem selber, und jeder und jede sollte glauben können, was er oder sie will.

Man glaubt immer an etwas. Es gibt Orientierung im Chaos. Aber ich bin extrem dagegen, von Männern gesteuerte Meinungen übernehmen zu müssen.

Es gibt Milliarden Muslime, die nicht töten! Es ist eine Frage der Politik, man tut es schlecht darstellen. Das ist nicht helal (erlaubt, gut). Beim Feminismus bin ich streng. Ich reagiere emotional, wenn zum Beispiel jemand sagt, du musst zuhause bleiben, weil du ein Mädchen bist. Wir sind auf einem Planeten. Grenzen wurden gemacht. Es ist ein Stern – wir haben ihn zu einem Chaos gemacht.

Das was man bekommt von der Gesellschaft – mit dem wächst man auf!

Jetzt am Ende dieses Interviews ist eines ganz klar: EsRaP sind aufsteigende Sterne am Wiener Rap-Himmel. Ein türkisches Sprichwort sagt: «Musik ist die Nahrung der Seele», und deshalb verbinden sie seit fünf Jahren Texte und Beats zu gesellschaftspolitischen Messages. Im Vordergrund stehen ihre Gedanken und Gefühle zu Themen wie Frauenrechten, dem Alltag von Migrant_innen und die Auseinandersetzung mit dem Thema Sprache. Sie nehmen sich kein Blatt vor den Mund. Die zwei Geschwister stellen sich sozialkritischen Themen und hoffen, den einen oder die andere zum Nachdenken zu bringen. Auch Tage später kann ich Esras Kraft und Kämpfernatur immer noch nachspüren, deshalb bitte ich die Leser_innen unbedingt auf YouTube Folgendes einzugeben: www.youtube.com/watch?v=ki3SVC-_hfw Check it out!

Ein Grab in Rom

Ein Taxi hatte sie vom Bahnhof Roma Termini in das Testaccio-Viertel hinter dem Aventin gebracht. Herr Groll war sehr aufgeregt. Immer wieder sah er in seinen Unterlagen nach, und als nach zwanzig Minuten Fahrt die Pyramide des römischen Volkstribuns Gaius Cestius in Sicht kam, bedeutete er dem Fahrer, er möge auf der Stelle anhalten. Außer der Pyramide, die mit ihren 36 Metern Höhe nicht weltbewegend sei, gebe es in diesem Viertel keine Sehenswürdigkeiten, hatte der Fahrer gemeint, ob er sie nicht zum Forum Romanum bringen solle?

Groll beeilte sich, in den Rollstuhl zu wechseln, und nahm, ohne den Fahrer einer Antwort zu würdigen, rasch Fahrt auf. Der Dozent zahlte und folgte seinem Freund, der in eine Seitengasse eingebogen war, in der kleine Gewerbebetriebe und bescheidene Einfamilienhäuser einander abwechselten.

«Wieso die Eile?», fragte der Dozent, aber da war Groll schon durch ein gemauertes Tor in einen Friedhof gerollt. Im weißen Kies hielt er an und schaute verloren um sich, die Räder seines Rollstuhls waren tief eingesunken. Was er denn suche, fragte der Dozent verwundert. Mit einer Handbewegung schnitt Groll ihm das Wort ab und baggerte sich durch den Kies zu einer Gruppe von Jugendlichen durch, die einen

Kreis um ihre Lehrerin bildeten. Der Dozent hörte einen vertrauten Klang: Österreichisch, genauer gesagt: Steirisch. Die Professorin bemühte sich, ihren Schützlingen das Außergewöhnliche dieses Friedhofs näherzubringen. Der cimitero accatolica oder cimitero protestante sei der schönste und ungewöhnlichste Friedhof Roms, erklärte sie, und die meisten Jugendlichen hörten auch zu, einige aber hielten sich abseits und waren mit ihren «Wischmaschinen» beschäftigt, wie Groll die Smartphones nannte. «In der Stadt des Papstes wurden Protestanten, Juden und Atheisten in katholischen Friedhöfen nicht bestattet, für ihre sterblichen Überreste kam nur dieser Friedhof auf den «römischen Wiesen» in Frage, der eine seit Jahrzehnten bestehende Praxis der Bestattung Andersgläubiger im Jahr 1821 offiziell machte», führte die Professorin aus. «Wer als Nichtkatholik das Pech hatte, in Rom zu sterben, landete hier. Dies ist auch der Grund, warum die kleine Begräbnisstätte so viele prominente Namen aufweist. Neben dem unglücklichen Sohn Goethes, der in Rom seiner Alkoholkrankheit erlag, fanden hier zwei hervorragende Vertreter der englischen Romantik und des politischen Anarchismus ihre Ruhestätte. Percy Bysshe Shelley ertrank, nicht einmal 30-jährig, bei Viareggio in der Toskana und wurde hier bestattet. Und sein Freund, der an Tuberkulose leidende Lyriker



Herr Groll an Antonio Gramscis Grab

Foto: Mario Lang

254.
FOLGE



HERR GROLL
AUF REISEN

John Keats, der vom Ehepaar Shelley in die Sonne Roms geholt wurde und neben der Spanischen Treppe wohnte, starb auch dort, gepflegt von seinem Freund, dem Maler und späteren Botschafter Englands in Rom, John Severn. Keats starb 25-jährig, er ruht neben seinem Freund Severn. Und jetzt frage ich euch: Mary Shelley wurde durch welche von ihr geschaffene Figur berühmt?»

«Donald Duck», krächte ein hochaufgeschossener Blondschopf. «Frankenstein», rief da der Dozent. «Richtig», sagte die Lehrerin. «Der Herr dort hinten bekommt eine Eins für unerwartete Mitarbeit.» Groll applaudierte, einige Kinder lachten.

«Ihr wisst doch, was es mit Frankenstein auf sich hat?», fragte die Professorin weiter.

«Auch ein Schriftsteller?», meinte ein pausbäckiger Junge mit einem schwarzen Wuschelkopf. Die Professorin ließ sich nicht beirren. «Frankenstein ist ein von Menschenhand vollbrachtes Defektwesen, ein künstlicher Mensch mit einigen Fehlern.»

«Ein Behindl!», sagte ein Bub und erzielte einen Lacherfolg. «Mir nach!», rief da die Lehrerin und machte eine Geste, als wäre sie ein amerikanischer Reiteroffizier in den Indianerkriegen, der seine Kompanie auf einen Canyon zutreibt.

Eine kleine Dame in den besten Jahren war auf den Dozenten und Groll zugekommen. In reinem Oxford-Englisch bot sie ihre Hilfe an. Dankend nahm Herr Groll die Hilfe. Er winkte die Lady zu sich und flüsterte ihr, sie hatte sich neben ihn gehockt, ins Ohr. Ein glückliches Lächeln erhellte ihr Gesicht. Groll winkte dem Dozenten zu, sie verließen den Friedhof und eilten auf dem Gehsteig die Friedhofsmauer entlang. An der höher gelegenen Stirnseite des Friedhofs wartete die Engländerin bereits bei einem geöffneten Gusseisen-tor. Freudestrahlend deutete die Lady auf das zweite Grab in der Reihe. Groll fuhr ein paar Meter zwischen Pinien und Zypressen. Dann hielt er vor einem schlichten Grabstein und nahm seine Kappe ab. Der Dozent kam langsam näher. Die Lady verharrte im Hintergrund.

Erwin Riess

Im nächsten Heft: Was führte Antonio Gramsci im November 1923 nach Wien?

AUGUSTIN 387

AUGUSTIN 387

Ist schon Frühling?

13. 3.

Schon wieder ein Freitag. So wie im Februar. Für besonders abergläubische Menschen die Hölle. Aber muss man, wenn man abergläubisch ist, nicht überhaupt erst einmal an etwas glauben? Ich alter Experte für Glaubensfragen bin mir da nicht so sicher. Jedoch ein eher schlichtes Gemüt wäre in dieser Causa äußerst hilfreich. Mein Ergebnis dieser beiden Schreckenstage: «Zu Tode gefürchtet ist auch gestorben!» Ich glaube, ich lebe noch.

15. 3.

Ich liege, sitze, stehe auf der Lauer. Wer ist diese Lauer eigentlich? Warum liege ich auf ihr? Da war doch noch was? Ach ja, die Ski-Saison der professionellen Bergabfahrer und -innen geht heute zu Ende. Damit pausieren zum Glück auch wieder diese seltsamen Wortmeldungen in den unvermeidlichen Interviews. Brutal (!) habe er sich gefreut, war des Öfteren zu hören. Und auch die Damen hatten brutales (!) Glück. Wie war das noch gleich mit dieser Bildungsmisere? Und warum liege, sitze, stehe ich nach wie vor auf der Lauer? Eine gute Frage.

17. 3.

Wie üblich bin ich wieder einmal völlig überraschend leicht verwirrt. Aber ich glaube, dass ich mir das nur vorspiele, um mich in Bewegung zu halten. Da der blinde Murlin in letzter Zeit nur mehr feuchtes Futter mag, irre ich regelmäßig in den Gängen der diversen Anbieter von Feuchtnahrung herum. Es gibt ja so viel Auswahl. Lachs in delikater Sauce mit Spinat. Kaninchen mit Erbsen. Geflügel mit Tomaten. Und so weiter. Hoffentlich verwechsle ich die Dosen nicht. Wenn ich mich nicht irre, bin ich ja manchmal leicht verwirrt.

18. 3.

Politik findet statt. Angeblich immer. Tag und Nacht. Behaupten viele Berufspolitiker_innen. Da kann ich nur sagen, dass sich mein Mitleid mit ihnen in überschaubaren Grenzen hält. Sie hätten ja auch einen ordentlichen Beruf erlernen können. Aber bevor sie an irgendeiner Hausecke herumlungern ... Es scheint mir derzeit ja wieder einmal eine Steuerreform ins Haus zu stehen. Und dem Rest von Österreich. Also dem eher reichen Rest. Denn wer wirklich reich ist, scheint unter steuerlichem Artenschutz zu stehen. Reichensteuer ist gefährlich! Denn das Kapital ist ein scheues Reh. Behaupten wiederum einige Berufspolitiker_innen. Der kleine Gottfried glaubt, dass das ganz einfach wäre. Egal wo dieser Superreiche wohnt, er muss in dem Land seine Steuern bezahlen, dessen Staatsbürgerschaft er hat. Ganz egal, wo sein Geld wohnt. Der große Gottfried denkt über diese Thematik erst einmal genauer nach.

19. 3.

Schon wieder Politik. Sozialpolitik gibt es angeblich auch. Und das ist gut. Eher schlecht finde ich, dass in den

Ministerämtern nach wie vor Damen und Herren herumkriechen, deren einzige Befähigung für das jeweilige Amt darin besteht, dass sie es innehaben. Man findet einfach kein qualifiziertes Personal in der Politik. Aber es kommt hier ja nicht darauf an, was man kann, sondern darauf, wen man kennt.

20. 3.

Da ich gerade nichts Besseres vorhabe, warte ich eben auf den Frühling. In diversen Medien wird schon intensiv über seinen bevorstehenden Ausbruch berichtet. Bekanntlich gibt es ja leider immer wieder Katastrophentourismus. Gibt es eigentlich auch Ausbruchstourismus? Ach ja, bei Vulkanausbrüchen. Dieses Warten scheint meine Birne weich zu machen. Dabei fällt mir ein, dass das männliche Gehirn größer ist als das weibliche. Was in freier Wildbahn nicht so wirklich auffällt. Außerdem nützt der Mensch maximal ein Drittel des Volumens. Was macht er dann mit dem anderen Drittel? Hmmm. Ist schon Frühling?

22. 3.

Jetzt ist also Frühling. Und warum weiß das Wetter nichts davon? Es ist das gewohnte Problem. Alle schimpfen über das Wetter, aber niemand unternimmt etwas dagegen. Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück! Oder so ähnlich. Na, wenn es mit dem Wetter nicht klappt, dann kann ich ja immer noch auf die Frühlingsgefühle zurückgreifen. Wem ich die selbigen liebevoll um die Ohren hauen werde, muss sich erst noch herausstellen. Liebe Damen, volle Deckung!

24. 3.

Ich verfolge die Nachrichten auf N24. Es ist plötzlich ein roter Balken zu sehen, der mich von einem Flugzeugabsturz informiert. Ein deutsches Flugzeug ist zwischen Barcelona und Düsseldorf in den französischen Alpen vom Himmel verschwunden. Nachträglich betrachtet habe ich diese Meldung einfach nur zur Kenntnis genommen. Erst gegen Abend wird mir bewusst, was da wirklich passiert ist. Ich bin erschrocken, wie sehr man mit der Zeit abstumpft. Vielleicht ist es aber auch nur ein Schutzmechanismus des Körpers. Jedenfalls kreisen meine Gedanken um die Gedanken, die den Opfern zuletzt durch den Kopf gegangen sind. Ich kondoliere per Internet.

26. 3.

Ich starre ins TV-Gerät. Dort erzählt ein französischer Staatsanwalt etwas über die Auswertung des Voice-Recorders. Und er gibt eine Unfallursache bekannt, die es noch nie zuvor in der Geschichte der zivilen Luftfahrt gab. Es gilt als gesichert, dass der Co-Pilot das Flugzeug absichtlich zum Absturz brachte. Ich starre ins TV-Gerät ...

Gottfried

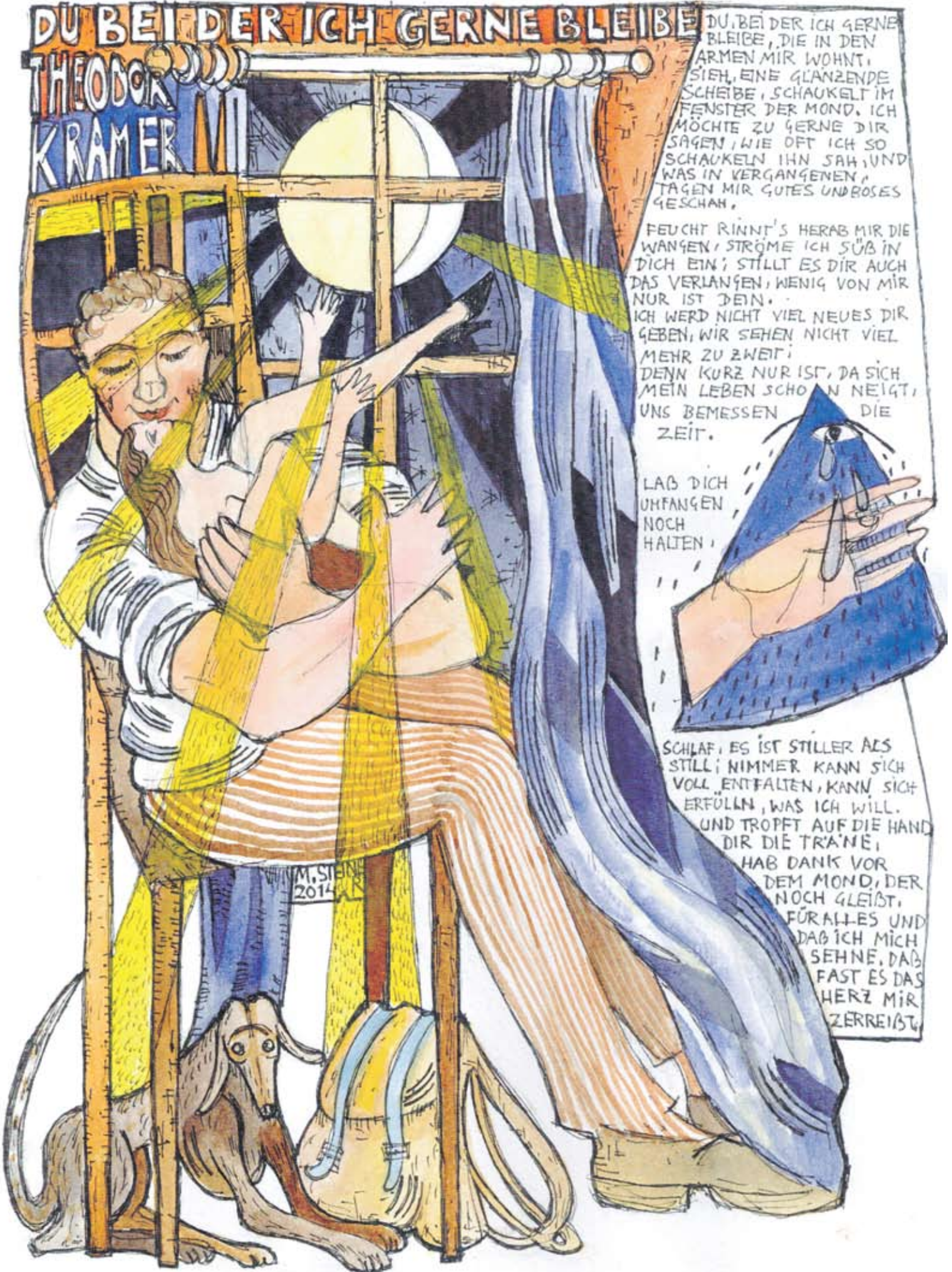


TAGEBUCH
EINES
AUGUSTIN-
VERKÄUFERS

Politik findet
statt. Angeblich
immer.
Tag und Nacht

DU BEI DER ICH GERNE BLEIBE

THEODOR KRAMER



DU, BEI DER ICH GERNE BLEIBE, DIE IN DEN ARMEN MIR WOHNT, SIEH, EINE GLANZENDE SCHEIBE, SCHAUKELT IM FENSTER DER MOND. ICH MÖCHTE ZU GERNE DIR SAGEN, WIE OFT ICH SO SCHAUKELN IHN SAH, UND WAS IN VERGANGENEN TAGEN MIR GUTES UND BOSES GESCHAH.

FEUCHT RINNT'S HERAB MIR DIE WANGEN, STRÖME ICH SÜß IN DICH EIN; STILLT ES DIR AUCH DAS VERLANGEN, WENIG VON MIR NUR IST DEIN. ICH WERD NICHT VIEL NEUES DIR GEBEN, WIR SEHEN NICHT VIEL MEHR ZU ZWEIT; DENN KURZ NUR IST, DA SICH MEIN LEBEN SCHON NEIGT, UNS BEMESSEN DIE ZEIT.

LASS DICH UMFANGEN NOCH HALTEN!



SCHLAF, ES IST STILLER ALS STILL; NIMMER KANN SICH VOLL ENTFALTEN, KANN SICH ERFÜLLN, WAS ICH WILL. UND TROPFT AUF DIE HAND DIR DIE TRÄNE, HAB DANK VOR DEM MOND, DER NOCH GLEIBT, FÜR ALLES UND DAB ICH MICH SEHNE, DAB FAST ES DAS HERZ MIR ZERREISST.

M. STEIN
2014